

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von S. S. Hermann in Berlin SW., Bentzstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¼ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-

vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1891 unter Nr. 4268 eingetragen.

Inhalt:

- Politische Wochenübersicht. Von * * *
- Das russische Roggenausfuhrverbot. Von Th. Barth, M. d. R.
- Aus Baden. Von —1.
- Cypern unter englischer Verwaltung. (Schluß.) Von Max Dhnefalsch-Richter.
- Lenau's Sophie. Von Professor Ludwig Geiger.
- Israel-Judas' Eintritt in die Geschichte. Von Professor H. Steintal.
- Hoffmann von Fallersleben. Von Georg Ellinger.

Abdruck sämtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Was seit längerer Zeit bereits in den Kreis der Berechnungen gezogen wurde, ist nunmehr zu einer vollendeten Thatsache geworden.

Vor jetzt gerade vierzehn Tagen hatten wir aus einem offiziellen russischen Organe ein paar Sätze mitgeteilt, die unumwunden das bemerkenswerthe Eingeständnis enthielten, daß im Zarenreiche sogar mit der Möglichkeit einer Hungersnoth zu rechnen sei. Bedenklichen Nachrichten, wie diejenige, hatte man eine Zeit hindurch in der deutschen agrarischen und Regierungspresse überhaupt jede Glaubwürdigkeit abgesprochen; dann später, als die Anzeichen immer drohender wurden, bediente man sich des bequemen Auskunftsmittels, die Augen zu schließen, bis heute endlich auch diese Taktik nicht mehr ausreicht. Rußland hat jetzt in der That — zwar bisher nicht die Ausfuhr jeglichen Getreides — wohl aber die Ausfuhr von Roggen, Roggenmehl und Kleie verboten. Die Wirkungen dieser Maßregel für Deutschland werden in der „Nation“ an anderer Stelle dargelegt werden; hier mag nur in aller Kürze angedeutet werden, welche Haltung die konservativ-agrarische Presse diesem neuen schwerwiegenden Ereigniß gegenüber bewahrt.

Es zeigt sich da eine bemerkenswerthe Erscheinung. Jene Blätter, welche in erster Reihe stets die agrarische Interessenpolitik verfolgten, sind sehr kleinlaut. Sie gestehen zum Theil ein, daß es ein Fehler der Regierung war, nicht schon früher eine zeitweilige Aufhebung oder Herabsetzung der Getreidezölle herbeigeführt zu haben; das

schreibt die „Post“. Die „Kreuz-Zeitung“ geht nicht soweit; aber auch ihre Leitartikel, welche die nunmehrige Lage besprechen, sind melancholisch genug gehalten. Das Blatt der äußersten Rechten verkennet nicht den Ernst der Lage; es verzichtet aber bisher darauf, jene Mittel namhaft zu machen, die es zur Herabminderung der Gefahren für erforderlich hält.

Die Agrarier, in deren Händen die Leitung der „Kreuz-Zeitung“ liegt, verzeihen der hiesigen Regierung nicht, daß sie den Versuch macht, durch den Abschluß von Handelsverträgen das bisherige Schutzollsystem in seinen verderblichsten Wirkungen abzuschwächen. So enthält denn auch der bezügliche Leitartikel der „Kreuz-Zeitung“ über das russische Ausfuhrverbot eine Spitze gegen Herrn von Caprivi, der sich um das Zustandekommen von Handelsverträgen bemüht. Die Kreuzzeitungsleute scheinen bisher es für das Zweckmäßigste zu halten, die Ereignisse in Ruhe abzuwarten, sich selbst nicht durch Rathschläge zu compromittiren, sondern die Regierung vorangehen zu lassen; sie hoffen vielleicht, daß Herr von Caprivi über die Frage der Getreidezölle stürzt; und sie hoffen weiter, daß nach seinem Sturze ihre Zeit wieder kommen könnte, und daß sie mit dem Reichskanzler dann auch der verhaßten Handelsverträge ledig werden würden; aber den Ernst der augenblicklichen Zustände suchen sie wenigstens nicht zu leugnen, und sie deuten — gedrängt von der Macht der Thatsachen und der öffentlichen Meinung, — an, daß etwas geschehen müsse.

Ganz anders jene Argumentationen, welche, wie man annimmt, den Standpunkt der Regierung darlegen. Es gibt da zwei Auseinandersetzungen, die beide gleichmäßig berücksichtigt zu werden verdienen: ein Leitartikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ und Äußerungen, die im „Berliner Tageblatt“ abgedruckt sind, und welche wohl mit Recht auf Herrn Miquel oder einen seiner Vertrauensleute zurückgeführt werden.

Beide Darlegungen athmen einen erstaunlichen Optimismus und beide ähneln einander in entscheidenden Punkten. Hier wie dort wird die Annahme ausgesprochen, daß das russische Ausfuhrverbot in Rücksicht auf die russischen Finanzen sich nicht längere Zeit hindurch werde aufrecht erhalten lassen; bleibe das russische Ausfuhrverbot bestehen, so werde die russische Finanzkunst, die bisher scheinbare Erfolge zu verzeichnen hatte, elend zusammenbrechen, und das könnte alsdann wiederum seine wohlthätigen Folgen für die Lockerung der russisch-französischen Freundschaft haben, da die französische Bourgeoisie mit russischen Papieren überfüttert sei. Zudem gebe es ja genug Getreide in der Welt. Können wir aus Rußland keinen Roggen beziehen, so würde uns doch Amerika, Indien, Australien Weizen liefern, so daß nicht zu erwarten sei, Deutschland werde thatfäch-

lich in Noth gerathen, weil etwa die verfügbaren Vorräthe in der Welt nicht ausreichen.

Diese letztere Folgerung kann man unbedingt zugeben, und welche Wirkung das Ausfuhrverbot für die russischen Finanzen haben wird, das ist im Augenblick eine fernliegende Frage — gewiß keine günstigen. Die Aussichten, welche sich damit für uns eröffnen, verschwinden jedoch gänzlich gegenüber der Erwägung, daß das Leben der gesammten deutschen Bevölkerung durch jede weitere Vertheuerung des Brotgetreides in immer erhöhtem Maße erschwert wird. Leben muß man zunächst, um Nutzen von der ferneren Möglichkeit ziehen zu können, es werde sich die französisch-russische Freundschaft unter dem Druck finanzieller Schwierigkeiten wiederum etwas abkühlen. Diese gesunde geistreiche Perspektive wird nicht einen jener rebellischen Gedanken niederhalten, die sich in Tausenden von Köpfen entwickeln, weil der Magen vor Hunger knurrt. Es kann sich daher für uns in Deutschland zunächst gar nicht darum handeln, welche Wunden Rußland sich selbst schlägt, und ob theoretisch die Getreidevorräthe der Welt zur Ernährung Deutschlands ausreichen. Alle diese Erwägungen lenken von dem Kern der Frage ab, und diese Frage in ihrer reinen Nacktheit heißt einfach: Gewiß ist genug Getreide da, aber ist auch genug Geld da in den Taschen der Arnten um die Brotpwaare alsdann zu kaufen? Wird die deutsche Bevölkerung in ihrer Gesammtheit bei dem heutigen Getreidepreise im Stande sein, sich genügend mit Brot zu versehen; das heißt, werden ganze Schichten der Bevölkerung im nächsten Winter darben müssen oder nicht? und das heißt weiter, wird dieser Hunger nicht Krankheit und Tod für zahlreich Nothleidende zur Folge haben?

Der Befragte des „Berliner Tageblattes“ tröstet sich damit, daß jetzt wenigstens die Getreidepreise nicht mehr steigen werden, ja vielleicht werden sie sogar wieder etwas sinken. Wir haben nun freilich Tag für Tag Regen und die Aussichten werden damit immer trüber. Aber die Schwankungen nach oben oder unten, die heute noch in Aussicht stehen, können gar nicht mehr entscheidend sein; ja selbst eine ganz unwahrscheinliche baldige Aufhebung des russischen Ausfuhrverbotes würde eine wesentlich veränderte Sachlage keineswegs schaffen. Kühle Beobachter sind stets der Ansicht gewesen, daß unsere Bevölkerung einen Winter mit einem Roggenpreise von über 200 Mark bei einem Zoll von 50 Mark nicht ertragen werde. Heute bewegt sich der Roggenpreis an der Berliner Börse zwischen 230 und 240 Mark, nachdem er vor dem russischen Ausfuhrverbot auch schon auf 218 Mark gestiegen war, und auch Weizen hat jetzt ungefähr denselben Preis wie Roggen. Gleichwohl kann man offiziöse Aeußerungen lesen, die die Verhältnisse in einem keineswegs ungünstigen Lichte darstellen, und welche zu der Folgerung gelangen, es werde „schwerlich“ zur Bekämpfung der wachsenden Noth etwas geschehen müssen oder geschehen.

Es scheint leider, daß die Regierung die Sachlage verkennt. Sie verfolgt Pläne, die nützlich sein können; wir fürchten, sie verfolgt diese Pläne nicht einmal mit den zweckmäßigsten Mitteln; aber sie verschließt augenscheinlich vor den Bedürfnissen, die am nächsten liegen, hartnäckig die Augen, und sie merkt daher nicht — wir bedauern es aufrichtig —, daß sie mehr und mehr den festen Boden unter den Füßen verliert.

Als ein bedeutames Anzeichen der Stimmung im Lande kann der Ausgang der Stichwahl in Tilsit gelten. Herr von Reibnitz, der freisinnige Kandidat, siegte in diesem bisher konservativen Kreise mit 10 986 Stimmen gegen 8467 Stimmen, welche sein konservativer Gegner erhalten hat. Seit den Februarwahlen des Jahres 1890 haben die Konservativen mithin rund 2200 Stimmen verloren. Herr von Reibnitz aber gewann seit der Hauptwahl 2528 Stimmen; zieht man davon ab 1293 Stimmen, die auf den national-liberalen, den sozialdemokratischen und den litthauischen Kandidaten im ersten Wahlgang entfallen sind in der schwerlich zutreffenden Annahme, daß alle diese Wähler auf Herrn von Reibnitz übergegangen sind, so bleiben

immer noch weitere 1235 Stimmen übrig, welche unmittelbar aus der Masse der Bevölkerung für den freisinnigen Vertreter aufgebracht wurden. Das zeigt eine starke Strömung nach links, und da die Frage der Getreidezölle in diesem ländlichen Wahlkreis den Mittelpunkt der politischen Auseinandersetzungen gebildet hat, so ergibt sich, wie selbst die Bevölkerung in Ackerbau treibenden Gegenden über die vornehmste Frage der augenblicklichen politischen Diskussion denkt. Auch dieses Wahlergebnis müßte eine Mahnung für die Regierung sein.

Es läßt sich noch ein Symptom aufweisen, das von ähnlicher Bedeutung ist. In dem württembergischen Wahlkreis, der bisher durch den agrarischen Schutzvöller Seemann vertreten war, tritt die süddeutsche Volkspartei mit keineswegs schlechten Aussichten in den politischen Kampf ein, und was vor Allem bezeichnend erscheinen muß, es ist gelungen, als Kandidaten einen Großbauer des Kreises aufzustellen, der wie der Majoratsherr, von Reibnitz gleichfalls von dem Ansehen der bisherigen Zollpolitik und in Sonderheit der Getreidezölle überzeugt ist.

Faßt man alle Anzeichen steigender Noth und eines allmählich sich in der Bevölkerung anbahnenden Umschwungs der Gefinnungen zusammen, so muß ein neuerlicher Ausdruck des Fürsten Bismarck als ein besonders zeitgemäßes Epigramm erscheinen. Der frühere Reichskanzler richtete an den Abgeordneten Luz die Worte: Sagen Sie jedem, der es hören will, daß ich entschieden gegen jede Aufhebung oder Suspendirung der Getreidezölle bin. Auch wir haben nichts dagegen, daß Viele diese Worte hören, und wir hoffen, daß es nicht allzu lange mehr dauern wird, bis wir auf diesen Ausdruck zurückblicken können, wie auf Aussprüche des Fürsten Bismarck, die dahin lauteten, das Sozialistengesetz sei unentbehrlich.

In leiserem Wellenschlag fluthen die Kronstädter Ereignisse noch immer nach. In Frankreich ergreift man jede Gelegenheit, um sich für Rußland begeistern zu können, und in Rußland gibt man sich redlich Mühe, diese Begeisterung in immer engere Grenzen zu bannen und ihr möglichst jedes provokatorische und andere Staaten beunruhigende Gepräge zu nehmen. Gibt es Franzosen, die sich dem Wahne hingeben, daß man schon demnächst mit Rußlands Unterstützung die Verluste des Jahres 1870 zurückgewinnen werde, so sucht Rußland diesen Hitzköpfen begreiflich zu machen, daß man so weit noch keineswegs sei. Deutlich offenbart sich diese Tendenz in jenem offiziellen Blatt, das die russische Regierung vor Allem unterhält, um Westeuropa über ihre politischen Anschauungen aufzuklären.

Der offiziöse „Nord“ enthält in seiner letzten Nummer eine ganze Reihe von Artikeln, die alle gleichmäßig dazu bestimmt sind, die Köpfe chauvinistischer Franzosen zu kühlen und jenen französischen Stimmen Unterstützung zu bringen, die gleichfalls Vorsicht und Zurückhaltung predigen. In einem Leitartikel sagt der „Nord“, das entsprechende Geaugewicht gegen den Dreibund sei die russisch-französische Annäherung, die auch nur den Frieden will. Aber bisher habe der Friede gleichsam gehinkt, weil er nur auf einem Bein stand, jetzt steht er sicher auf zwei Beinen. Noch bemerkenswerther ist vielleicht ein zweiter Artikel, der sich gegen den Fürsten Bismarck richtet. Der „Nord“ sagt, der frühere Reichskanzler suche die Annäherung zu verbreiten, daß unter seinem Nachfolger der Werth der Beziehungen zu Rußland nicht mehr in gleicher Weise wie früher in Deutschland gewürdigt werde. Das leugnet das offiziöse russische Blatt; es sagt von der Tripelallianz, „que, dès le début la Russie avait appréciée à sa juste valeur cette coalition essentiellement négative, und weil dem so sei, darum kann das Blatt folgern:

„L'ex-chancelier s'exagère peut-être l'importance de son action personnelle comme „garant d'amitié“ entre l'Allemagne et la Russie . . . La retraite de M. de Bismarck n'a pas modifiée la situation internationale autant que paraît le croire l'ancien chancelier dans son souci de se poser comme „Prince de la Paix“. . . Les assurances pacifiques de l'Empereur Guillaume valent bien celles du solitaire de Friedrichsruhe.“

Ist damit die Stellung Rußlands zu Frankreich und zum Dreibund in zwei Darlegungen beleuchtet, so soll endlich ein Brief aus St. Petersburg die Annahme bannen, als könnte eine Bewegung des russischen Volkes die zarische Regierung zu Schritten drängen, welche diese nicht freiwillig zu thun beabsichtigt. Diese selbe Melodie haben die St. Petersburger Dffiziösen schon einmal gesfötet; man möge sich wohl hüten, die Straßendemonstrationen als einen politischen Machtfaktor zu betrachten. Das wäre ein großer Irrthum.

Ce qu'il y a surtout de remarquable dans la nature du peuple russe, c'est le parfait unisson qui s'établit toujours entre ses sentiments et les sentiments de ceux qui le gouvernent. Ils sentent et pensent comme lui, ce qui leur permet de lui donner à tout moment telle ou telle autre impulsion, avec la certitude qu'elle sera suivie. . ."

Der Hinweis auf die „telle autre impulsion“ wird in Frankreich nicht besonders angenehm berühren; es ist das fast eine kleine versteckte Drohung; man sagt: „Verhaltet Euch artig, oder sonst —“. Auf ihre Richtigkeit im Einzelnen wollen wir diese Ausführungen nicht prüfen; was wir über das Kronstädter Ereigniß denken, haben wir bereits gesagt; und das Gesagte kann durch die Ausführungen des „Nord“ nur dahin ergänzt werden, daß man zur Zeit in Rußland nicht die Neigung zu haben scheint, sich durch französische Straßendemonstrationen in Abenteuer hineindrängen zu lassen; man will zweifellos im Augenblick die Beziehungen zum Dreibund nicht verschlechtern. So beweisen denn auch diese Aeußerungen — neben rein wirtschaftspolitischen Erwägungen — die Absurdität der Annahme, als ob Rußland das Roggenausfuhrverbot aus politischer Rancune erlassen habe.

Das russische Roggenausfuhrverbot.

In wenigstens neun Fällen unter zehn ist das staatliche Eingreifen in das Getriebe des wirtschaftlichen Lebens ein Mißgriff. Das jüngst in Rußland erlassene Ausfuhrverbot gehört sicherlich in die Kategorie der neun Fälle, das heißt: es wird den Russen selbst mehr schaden als nützen. Die Absicht der Maßregel geht dahin, den Konsumenten von Roggen in Rußland zu ermöglichen, russischen Roggen billiger zu beziehen, als er an sich, nach den Weltmarktsverhältnissen, bezogen werden kann. Wird die Absicht erreicht, so liegt darin eine Schädigung der russischen Roggenproduzenten. Die Lage der russischen Roggenverbraucher kann — selbst im günstigsten Falle — durch ein Ausfuhrverbot auch nicht um einen Kopfen besser gestellt werden, als die Lage der russischen Roggenerzeuger oder Roggenverkäufer gleichzeitig schlechter gestellt wird. Eine derartige Schädigung der Produzenten zu Gunsten der Konsumenten ist nur das Gegenstück zu jener Schädigung der Konsumenten zu Gunsten der Produzenten, wie sie in den Kornzöllen zu Tage tritt. Das Eine ist grundsätzlich ebenso verwerflich wie das Andere. In Nothfällen, wo — wie bei Hungernöthen — ein staatliches Eingreifen geboten erscheint, soll man die zu leistende Hilfe auch aus allgem. Mitteln bestreiten. Eine einzelne Gruppe der Bevölkerung aber ausschließlich heranziehen, um die Konsumenten zu entlasten, heißt doch nichts anderes, als nach der Methode des heiligen Crispinus verfahren. Dazu kommt, daß die Voraussetzung, wonach den Konsumenten wenigstens das voll zu Gute kommt, um was die Produzenten benachtheiligt werden — jener günstigste Fall, von dem im Vorstehenden ausgegangen war —, thatsächlich beinahe nie eintritt. Vielmehr ist die Schädigung der Produzenten durchweg größer, als der den Konsumenten erwachsende Vortheil. Jedes Ausfuhrverbot — soweit es überhaupt wirkt — drängt das inländische Produkt gewaltsam von den günstigeren Absatzwegen auf ungünstigere, ver-

größert somit den Kostenaufwand, der erforderlich ist, die Waare aus den Händen des Produzenten in die der Konsumenten überzuführen. Dadurch wird, selbst wenn am Konsumtionsplatze der inländische Abnehmer denselben Preis zahlt, wie ihn der Ausländer ohne das Ausfuhrverbot gezahlt haben würde, doch der Preis, den der Produzent am Herstellungsorte bekommt, absolut geringer. Berücksichtigt man endlich noch die Schädigung, welche der Abbruch alter Absatzverbindungen stets mit sich bringt, sowie ferner, daß ja bei Erntenothständen die Produzenten in erster Linie getroffen werden, so erscheint schon unter solchen allgemeinen Gesichtspunkten ein Ausfuhrverbot bei ungenügenden Ernten als eine sehr zweischneidige Maßnahme, die durchweg mehr schadet als nützt und daneben in hohem Grade ungerecht ist. Hoffentlich werden wir in Deutschland nicht eine ähnliche Thorheit begehen und etwa ein Kartoffelausfuhrverbot erlassen, mit dessen Anregung man jetzt hier und da versucht, die allgemeine Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Sitz des Uebels abzulenken.

Welche Wirkung wird nun muthmaßlich das russische Ausfuhrverbot auf die Versorgung Deutschlands mit Brotkorn haben? Auch hier wird man sich vor Mißverständnissen zu hüten haben. Man darf nicht vergessen, daß die wesentliche Ursache der gegenwärtigen schwierigen Lage auf dem Roggenmarke der mangelhafte Ausfall der russischen Ernte ist; und dies Moment würde sich mit und ohne Ausfuhrverbot in schwerster Weise fühlbar gemacht haben. Das Ausfuhrverbot hat nur als eine formelle Insolvenzerklärung noch eine besondere Panik hervorgerufen. Aber die dauernde selbständige Wirkung des Ausfuhrverbots wird meines Erachtens überschätzt. Es darf nicht außer Betracht gelassen werden, daß die Knappheit an Roggen bereits den Roggenpreis dem Weizenpreis ganz nahe gebracht hatte, als das Ausfuhrverbot erging. Inzwischen ist der Preis des Roggens sogar noch über den des Weizens gestiegen. So stark man nun aber auch eingewurzelte Geschmacksgewohnheiten veranschlagen mag, so kann doch keine Rede davon sein, daß der Roggenpreis sich dauernd über den Weizenpreis stellen wird. Wahrscheinlich wird er trotz des Ausfuhrverbots nach einiger Zeit sogar wieder unter den Weizenpreis sinken. Für die wichtige Frage der Volksernährung mit Brot im Allgemeinen tritt somit jetzt die Frage des Weizenpreises in die erste Reihe. Nun hat Rußland, zur Thorheit die Inkonsequenz fügend, für Weizen kein Ausfuhrverbot erlassen, sondern nur für Roggen und Roggenmehl. Die Tendenz, Weizen aus Rußland auszuführen, wird aber bei der Unmöglichkeit, Roggen auszuführen, nur wachsen, so daß die auf dem Weltmarkt verfügbaren Quantitäten von Weizen unter diesem Ausfuhrverbot eher wachsen als sich vermindern werden.

So empfindlich deshalb unter dem russischen Roggenausfuhrverbot auch die Spekulation sowie alle jene Gegenden und Kreise leiden werden, die ihre auf den Bezug von russischem Roggen gegründeten geschäftlichen Beziehungen plötzlich abgebrochen sehen, so ist die Befürchtung, als ob die Volksernährung in Deutschland gerade durch das russische Ausfuhrverbot in eine ganz besonders kritische Lage gebracht wäre, doch übertrieben. Die Lage war vielmehr schon vorher eine kritische und sie ist durch den Erlaß des russischen Ausfuhrverbots noch ungünstiger geworden; aber von entscheidender Bedeutung für Deutschland ist das Verbot nicht. Mit und ohne Ausfuhrverbot bleibt die gänzliche Aufhebung der Getreidezölle das dringende Gebot der Lage. Selbst die Suspension kann nicht befriedigen. Die Dinge haben sich so entwickelt, wie es zwar Niemand bestimmt vorhersehen konnte, wie es aber ein umsichtiger Staatsmann befürchten mußte. Die Ernten der Welt lassen sich heute wenigstens einigermaßen überblicken, und es leidet keinen Zweifel mehr, daß die Ernte dieses Jahres insgesamt eine knappe ist, daß deshalb die Preise im ganzen nächsten Winter hohe bleiben werden. Vermuthlich wird man sich für längere Zeit in Deutschland auf einen Preis gefaßt zu machen haben, der für Roggen wie für Weizen beträchtlich über 200 Mark per Tonne hinausgeht. Ob in

den nachfolgenden Jahren die Preisverhältnisse sich für die Konsumenten günstiger gestalten werden, vermag kein Mensch zu sagen. Unter solchen Umständen ist die Zeit gekommen, um mit den Kornzöllen, die bei keiner Preislage zu rechtfertigen sind, die aber unter den gegenwärtigen Preisverhältnissen ihre schwere Last besonders fühlbar erscheinen lassen, völlig aufzuräumen.

Die ganze Bismarck'sche Wirthschaftspolitik war eine gefährliche Quackalberei. In diesem Jahre treten die Folgen derselben zuerst recht augenfällig zu Tage. Eine zielbewusste Politik sollte deshalb auch nicht bloß auf vorübergehende Linderungsmittel finnen, sondern das Uebel an der Wurzel fassen. Der Reichskanzler wollte in allzu bedächtiger Weise auf dem Wege von Handelsverträgen die Bismarck'sche Wirthschaftspolitik verlassen. Er überschätzte unseres Erachtens die Bedeutung von Handelsverträgen, indem er glaubte, die dringende Kornzollfrage abweisen zu können, damit seine Kreise bei den Handelsvertragsverhandlungen nicht gestört würden. Herr von Caprivi unterschätzte andererseits die widrigen Umstände, welche auf die Preisbildung inzwischen von so großem Einfluß gewesen sind. Aber das Zugeständnis eines solchen Irrthums hat die Welt Staatsmännern oft genug verziehen, wenn sie nur nachher das Richtige thaten. Sir Robert Peel wurde der größte englische Staatsmann dieses Jahrhunderts, weil er sich von konservativen und agrarischen Vorurtheilen loszulösen und seine früheren Irrthümer offen einzugestehen wagte. Peel hatte sich noch in ganz anderer Weise, als Herr von Caprivi, auf den Boden der Kornzölle gestellt und er übernahm es trotzdem, unter Spaltung der Tories, deren unbestrittener Führer er so lange gewesen war, die Kornzölle zu beseitigen. Er wußte, daß er damit auf die herrschende Stellung im Parlament verzichtete und er that dennoch, was er für seine staatsmännische Pflicht hielt. Herr von Caprivi würde durch eine Antikornzollpolitik im deutschen Reichstage eine festere Stellung gewinnen, als er sie je bis jetzt gehabt hat. Aber auch ohne diese günstigere Lage würde Herr von Caprivi ohne Zweifel wie Peel das thun, was er für seine Pflicht hält. Wird er in diesem so ähnlichen Falle auch Peel's staatsmännische Einsicht haben?

Lh. Barth.

Aus Baden.

Zum ersten Male seit langen Jahren nehmen die — im Monat September stattfindenden — Wahlen zum Landtag des Großherzogthums Baden weit über die rothgelben Grenzpfähle hinaus die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch.

Man hatte sich, vor Allem im Norden Deutschlands, nach dem Ausschwung, welchen das politische und parlamentarische Leben Badens in den sechziger Jahren unter der Initiative eines hochsinnigen Fürsten und unter der beinahe einmüthigen Zustimmung des ganzen Volkes genommen hatte, daran gewöhnt, das Land, welches lange vor der Errichtung des Deutschen Reichs eine auf freiheitlichen Grundsätzen ruhende Selbstverwaltung, ein fast unbeschränktes Vereins- und Versammlungsrecht, die Ministerverantwortlichkeit, die gemischte Volksschule, die Civilehe und eine ebenso gerechte wie duldsame Kirchengesetzgebung besaß, als den „liberalen Musterstaat“ zu preisen. Um so befreundlicher erschien es vielen Fernerstehenden, als im Oktober 1889 der Abgeordnete Rickert im Reichstage die badischen Verhältnisse einer scharfen Kritik unterzog und an der Hand der bei Durchführung des Sozialistengesetzes vorgekommenen Willkürlichkeiten und Ungehelichkeiten, der Wahlbeeinflussungen und der Leistungen einer unterwürfigen, von der Regierung subventionirten, Amtsverköndigerpresse der Volksvertretung des Reichs ein Bild enthüllte, welches in schreiendem Kontrast zu den sympathischen Vorstellungen stand, welche sich die Liberalen in ganz Deutschland so lange

Zeit von den freiheitlichen Zuständen im Lande Baden gemacht hatten. Zwar versuchte der damalige Reichstagsabgeordnete Fieser, der Führer der badischen Nationalliberalen und einer der lautesten Rufer im Streite, den Eindruck der Ausführungen Rickert's durch theilweises Beschönigen, theilweises Ableugnen seiner Behauptungen und durch die rhetorische Wendung abzuschwächen, daß es in Baden überhaupt keine ins Gewicht fallende Zahl von der politischen Richtung seines Vorredners folgenden Liberalen gäbe. Aber gerade dadurch hat auch Herr Fieser wider Willen das Seinige zur Wiedererstarkung der freisinnigen Elemente beigetragen; denn die längst mit der Haltung der Nationalliberalen — im Laufe zweier Jahrzehnte von der Linken der Fraktion auf deren äußerste Rechte abgerückten und aus unterschiedenen Freihändlern mit wenigen Ausnahmen zu begeisterten Befechtern der neuen Wirthschaftspolitik des Fürsten Bismarck bekehrten — badischen Reichsboten unzufriedenen freisinnigen Elemente im Lande Baden hielten nunmehr den Augenblick für gekommen, ja nach den Aeußerungen des Abgeordneten Fieser es geradezu für eine Ehrensache, sich in umfassenderem Maße selbständig zu organisiren und, vereint mit den Resten der im letzten Jahrzehnt ihrer Führer Köpfe und v. Feder durch den Tod beraubten und durch die widrigen Zeitläufe stark zusammengeschmolzenen deutschen Volkspartei, gegen das Kartell den Kampf bei den Reichstagswahlen aufzunehmen. Es ist bekannt, wie es den Antikartellparteien dann gelang, die sämmtlichen nationalliberalen Reichstagskandidaten zu Fall zu bringen. Von den bisherigen nationalliberalen Mandataten fiel dasjenige Fieser's dem erprobten Vorkämpfer der freisinnigen Sache, dem im Jahre 1887 von Seiten früherer nationalliberalen Parteigenossen aus dem Wahlkreise Lörrach verdrängten Deutschfreisinnigen Pflüger, dasjenige des reaktionären Schutzöllners Klumpp dem Volksparteiler Dillinger zu. Die Erwartung der freisinnigen Elemente, daß die Leitung der nationalliberalen Partei aus dieser Niederlage eine Lehre ziehen und zu den Grundätzen ihres alten liberalen Programms zurückkehren werde, erwies sich leider als trügerisch. Die nationalliberale Fraktion des badischen Landtages hatte vielmehr, im sicheren Gefühl ihres Niederganges und der Abnahme ihrer Machtstellung, nichts Giltigeres zu thun, als unter möglichst rückichtsloser Ausnützung ihrer Mehrheit mit Abschaffung des unter harten Kämpfen in den sechziger Jahren errungenen liberalen Gemeindegesetzes, nach welchem Gemeinderath und Bürgermeister in direkter Wahl durch die Gesamtheit der Gemeindeglieder ernannt wurden, noch über den Vorschlag der Regierung hinaus, das berüchtigte Dreiklassenwahlsystem für alle Kommunalwahlen in Gemeinden über 500 Einwohner einzuführen, die Wahl des Gemeinderaths und Gemeindevorstandes dem in dieser Weise zu Stande gekommenen Bürgerausschuß zu übertragen und die Amtsperiode der Bürgermeister von 6 auf 9 Jahre zu erhöhen. Hand in Hand mit dieser gesetzgeberischen Leistung ging die schroffe Abweisung der über die Handhabung des Sozialistengesetzes von dem demokratischen Abgeordneten Muser in ebenso sachlicher wie beredter Weise erhobenen Beschwerden und die im Widerspruch mit den ehemaligen eigenen Anträgen ihrer Führer einmüthig erfolgende Ablehnung der Petitionen der neugegründeten freisinnigen Vereine um Einführung des direkten Wahlrechts für die Wahlen zum Landtage. Für das Letztere stimmten allein der Deutschfreisinnige Abgeordnete Vogelbach, die demokratischen Abgeordneten Muser und Schmidt und die 13 Abgeordneten der „katholischen Volkspartei“, des badischen Centrums. Diese allen liberalen Grundsätzen Hohn sprechende Haltung der sich nur noch dem Namen, nicht den Thaten nach, von den Konservativen unterscheidenden nationalliberalen Landtagsmehrheit erregte in den weitesten Kreisen des badischen Volks, und bis tief in die Reihen der nationalliberalen Wähler hinein, den lautesten Unwillen. Eines der talentvollsten jüngeren Mitglieder der Nationalliberalen, Rechtsanwalt Dr. Binz in Karlsruhe, bis dahin Schriftführer des nationalliberalen Landesauschusses, unterzog das

reaktionäre neue Gemeindegesetz und die dabei bewiesene illiberale und widerspruchsvolle Haltung seiner eigenen Partei einer einschneidenden, in den weitesten Kreisen beifällig aufgenommenen, Kritik. Viele bis dahin noch aus alter Anhänglichkeit und Gewohnheit, auch aus instinktiver Abneigung gegen den Klerikalismus, im alten Parteiverband gebliebene Nationalliberale schieden aus demselben aus und verstärkten die Reihen der neu erstarkten, nunmehr von ihnen als die echte Nachfolgerin der alten liberalen Partei betrachteten, freisinnigen Organisation. In dem Gefühl, daß es gelte, zum Kampfe gegen die Pseudoliberalen alle entschiedenen freisinnigen Männer, ohne Unterschied des engeren politischen Glaubensbekenntnisses, zusammenzufassen, vereinigten sich die Deutschfreisinnigen mit den nur in untergeordneten Punkten von ihnen abweichenden Anhängern der deutschen Volkspartei im September 1890 zu einer, in einem gemeinschaftlichen Landesauschuß gipfelnden, festen Landesorganisation, welcher zur Zeit 15 freisinnige Vereine und der demokratische Verein in Mannheim angehören. Während so die entschiedenen Liberalen zu gemeinsamem Handeln zusammentraten, schieden sich um diese Zeit die Wege der verkappten und offenen Reaktionäre. In der Ueberzeugung, daß das nationalliberale Schifflein bedenklich ins Schwanken gekommen sei, schrieben die an Zahl und Einfluß bedeutenden Konservativen ihren bisherigen nationalliberalen Bundesgenossen, welchen allein sie den Besitz dreier Reichstagsmandate zu danken hatten, den Absagebrief, kündigten ihnen durch den Mund des zu diesem Zweck aus Berlin nach Baden verschriebenen damaligen Hofpredigers Stöcker Fehde an und versuchten, mit Unterstützung der von ihnen patronisirten Antijemiten, ebenfalls in den bisherigen nationalliberalen Tagdgründen auf Beutezüge auszugehen.

So ist es gekommen, daß in dem jetzt bevorstehenden Wahlkampf die nationalliberale Partei völlig allein steht und die Angriffe aller übrigen Parteien abzuwehren hat. Schon der zufällige Umstand, daß sie bei der jetzt fälligen hälftigen Erneuerung der zweiten Kammer bei 32 freiwerdenden Mandaten mit 28 betheiligt ist, während die Ultramontanen lediglich 3 sichere Sitze, und die vereinigten Freisinnigen und Demokraten nur einen solchen zu verteidigen haben, hat die natürliche Gegnerschaft aller anderen Parteien, welche die Zahl ihrer Landtagsmandate zu vermehren hoffen, wachgerufen. Hierzu kommt, daß abgesehen von ihrer reaktionären politischen Haltung, die Führer der nationalliberalen Partei durch ihre Unduldsamkeit gegen politisch Andersdenkende, durch gesellschaftliche Anfeindung und geschäftliche Schädigung ihrer politischen Gegner, durch die maßlos gehässige und die Vaterlandsliebe aller anderen Parteien verdächtigende Sprache ihrer Propaganda sich „Feinde ringsum“ geschaffen haben. In diesem schweren und auf jeden Fall Verluste bringenden Kampf sind nur zwei, allerdings höchst wesentliche, sie unterstützende Faktoren vorhanden. Der eine ist das indirekte Wahlsystem, und der andere die Unterstützung durch die gesamte Bürokratie in Staat und Gemeinde. Ohne die Letztere wäre die nationalliberale Mehrheit verloren, und das Bewußtsein hiervon läßt eine unabhängige Haltung der Nationalliberalen gegenüber der Staatsregierung und eine freimüthige Kritik der Maßnahmen derselben nicht aufkommen. Das System der Wahlmännerwahlen ermöglicht andererseits die weitgehendste Beeinflussung des Wahlmännerkörpers zu Gunsten der Regierungspartei durch deren Organe und verhindert die wahre Freiheit der Wahl und die Erfüllung des Zwecks derselben, als unverfälschter Ausdruck der Ueberzeugung der Mehrheit der Wähler zu gelten. Mit Hilfe dieses schon in den sechziger Jahren von allen Liberalen, insbesondere dem Abgeordneten Kiefer, als reformbedürftig bezeichneten Wahlmodus, und im Vertrauen auf den Beistand der Verwaltungsorgane und der von der Regierung geleiteten, vielfach nur durch Zuweisung amtlicher Insuperate lebensfähig erhaltenen, Amtsverkündigungspressen, hofft die nationalliberale Partei und ihre Leitung mit einem blauen Auge aus dem Wahlkampf zu kommen. Durch den Hinweis auf das drohende Gespenst einer ultramontanen Kammermehrheit und auf die von einer

solchen für die jedem liberalen Badener ans Herz gewachsene Simultanschule entstehende Gefahr sucht sie die ihr abtrünnig gewordenen Freisinnigen in ihre Zelte zurückzuführen und dem Abfall im eigenen Lager zu begegnen. Dieser Appell an die Furcht vor dem Klerikalismus ist aber sachlich unbegründet. Die ultramontane Partei, welche früher gegen die Einführung der Simultanschule am heftigsten wehrte, kam bei der von dem früheren Staatsminister Dr. Folly eingeführten Wahlkreiseinteilung in der badischen Volksvertretung niemals die Majorität oder auch nur eine maßgebende Stellung für sich erringen; sie kann bei dem für sie denkbar günstigsten Ausgang der Wahlen niemals mehr als etwa 23 Sitze von 63 erobern. Die Forderung der Abschaffung der gemischten Schule würde auch bei der übergroßen Mehrheit des badischen Volkes die entschiedenste Zurückweisung finden. Wenn so zu Parteizwecken die Behauptung aufgestellt wird, die gemischte Schule sei in Gefahr, und ihr Fortbestand hänge von der Erhaltung der seitherigen Kammermehrheit ab, so nimmt sich dieselbe höchst merkwürdig im Munde von Männern aus, welche seit Jahren mit den pietistisch-orthodoxen Konservativen, den Todfeinden aller gemischten Schulen, an einem Strange gezogen haben.

Es steht vielmehr zu hoffen, daß die Wähler erkennen werden, daß das Kleinod der gemischten Schulen in den Händen freisinniger, charakterfester und unbeuglicher Volksvertreter besser geborgen ist, als in jenen kompromißsüchtiger, höheren Einflüssen nur zu leicht unterliegender, Nationalliberaler.

Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß der Stern der Centrumpartei, welche schon bei den letzten Reichstagswahlen überraschende Wahlerfolge davongetragen, stark im Aufsteigen begriffen ist, und daß ihr eine stattliche Reihe bisher nationalliberaler Mandate zu den 10 ihr verbleibenden zufallen wird. Durch den unglückseligen Kulturkampf und die Härten einer kirchlichen Ausnahmegesetzgebung, wie sie in Deutschland nirgendswo sich findet, durch das Zurückweisen berechtigter, auch von der Regierung als solcher anerkannter Wünsche der katholischen Bevölkerung, durch die leidenschaftliche Bekämpfung von Institutionen der katholischen Kirche in der nationalliberalen Presse hat die nationalliberale Partei viele keineswegs an sich klerikale Katholiken in unserem zu zwei Dritteln katholischen Lande der Centrumpartei in die Arme getrieben. Hierzu kommt eine musterhafte, gerade in den letzten Monaten außerordentlich erweiterte Organisation dieser Partei, eine unermüdete Agitation in Wort und Schrift, und eine in der Person des Pfarrers Wacker in Zähringen, eines hervorragenden Organisations- und Agitators, gipfelnde geschickte Führung. Endlich ist die Zahl der Centrumsanhänger in den letzten Jahren in demselben Maße gewachsen wie die Centrumpartei — im Gegensatz zu dem Kammerliberalismus —, und zwar in von Jahr zu Jahr nachdrücklicherer Weise, eine Reihe alter freisinniger Forderungen, wie: die direkte Wahl zum Landtag und zu den Selbstverwaltungskörpern, die Aufhebung der Amtsverkündigerpresse, die Besserstellung der niederen Beamten: in ihr Programm aufgenommen und verfochten hat.

Trotzdem kann bei der tiefen Klust in der gesamten Weltanschauung von einem Wahlbündniß zwischen Centrum und Freisinn nie die Rede sein. Die gegentheiligen Behauptungen nationalliberaler, auch norddeutscher und auswärtiger, Propaganda, verfolgen den durchsichtigen Zweck, die freisinnige Partei vor den liberalen Wählern zu diskreditiren. Mit der Unwahrheit dieser Behauptung bricht natürlich auch die ganze Kette der an dieses „unnatürliche Bündniß“ geknüpften, theils im Tone des Bedauerns, theils in jenem der höchsten sittlichen Entrüstung gehaltenen Deklamationen zusammen. Dagegen steht allerdings fest, daß in vielen Wahlkreisen Centrum und Freisinnige sich ohne irgend welche programmatische Konzessionen gegen den gemeinsamen bisher übermächtigen und unduldsamen Gegner unterstützen. Es leuchtet jedem Unbefangenen ein, daß unter Umständen für einen Centrumsmann ein für wahre bürger-

liche Freiheit eintretender Freisinniger gegenüber einem Nationalliberalen der Fieser-Kieser'schen Richtung ebenso als das kleinere Uebel gilt, wie umgekehrt für einen Freisinnigen ein für direkte Landtagswahl und Aufhebung des reaktionären neuen Gemeindegesetzes stimmender Ultramontaner gegenüber einem nur dem Namen nach liberalen Befürworter jeglichen politischen Rückschritts.

Die freisinnige Partei zieht mit dem Bewußtsein in den Wahlkampf, daß dessen siegreiche Durchführung für sie, welche der Unterstützung der Bürokratie und Antis-verkündigerpresse entbehrt, bei dem geltenden Wahlsystem und ihrer noch jungen Organisation sehr schwer ist; aber dennoch mit froher Zuversicht. Sie besteht darauf, daß nach der Herstellung der lange ersehnten nationalen Einigung des deutschen Vaterlandes auch der innere Ausbau desselben und seiner einzelnen Glieder auf volksthümlicher und liberaler Grundlage in Angriff genommen und zum Heile der Volkswohlfahrt durchgeführt wird. Sie erstrebt daher und tritt ein:

1. für die Einführung direkter Wahlen zum Landtag;
2. für die Sicherung des Wahlrechts durch Einführung des Wahlcouverts;
3. für die direkte Wahl der Kreisabgeordneten und Bezirksräthe;
4. für die Beseitigung der reaktionären Gemeindegesetze-novelle;
5. für Einführung des Einkammersystems oder zeit-gemäße Reform der I. Kammer (§ 27 der badischen Ver-fassungsurkunde);
6. für Aufhebung der den Standes- und Grundherren gewährten Befreiung vom Bezug zur Gemeindebesteuerung (§ 81 Z. 5 der badischen Gemeindeordnung);
7. für eine gerechte Regelung des amtlichen Ver-fündungswesens;
8. im Interesse der Sparsamkeit für die Aufhebung des unzureichend beschäftigten Verwaltungsgerichtshofs und Ueberweisung der Geschäfte desselben an das Oberlandes-gericht;
9. für sportelfreie Raths- und Auskunftsertheilung seitens der Gerichts- und Verwaltungsbehörden an regel-mäßigen Amtstagen;
10. für gesetzliche Regelung der Entschädigung un-schuldig Verurtheilter und widerrechtlich Verhafteter;
11. für Besserstellung der mittleren und niederen Be-amten, insbesondere der Eisenbahnbediensteten, und Vor-richtungen zum Schutze des Lebens und der Gesundheit der Letzteren;
12. für Besserstellung der Lehrer: Fixirung des Ge-halts nach dem Dienstalter und Regelung der Pensions-verhältnisse der Lehrer und der Versorgung ihrer Hinter-bliebenen;
13. für Herabsetzung der Personentarife auf den badischen Eisenbahnen;
14. für Befreiung der niedrigsten Einkommen von der Einkommensteuer (steuerfrei blieb bisher nur ein solches bis zu 500 Mk.);
15. für Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts und der Lehrmittel;
16. für Aufrechterhaltung der gemischten Schule.

Dieses Programm, welches von jedem gut liberalen Manne unterschrieben werden kann, wird — daß sind wir gewiß — seine Wirkung nicht verfehlen. Bereits sind in 7 Wahlkreisen deutschfreisinnige und demokratische Kandidaten aufgestellt, nämlich in Mannheim, Schwetzingen, Bruchsal, Karlsruhe-Land, Lahr-Land, Müllheim-Staufen und Pforz-heim. In ebenso vielen weiteren wird die Nominirung der Kandidaten demnächst erfolgen. Wenn damit in manchen Kreisen auch nur die Verbreitung freisinniger Ideen beab-sichtigt wird und ein Erfolg nicht zu hoffen steht, so darf doch schon heute der Gewinn von 4 bis 5 bisher national-

liberalen Mandaten als höchst wahrscheinlich bezeichnet werden, wozu die bisher innegehabten 3 Sitze in Lörrach, Offenburg und Bruchsal hinzutreten. Würde statt einer Partialerneuerung eine vollständige Neuwahl stattfinden, so würde die Zahl der freisinnigen und demokratischen Abge-ordneten sicher auf etwa 12 steigen. Jedenfalls wird zum ersten Mal seit langen Jahren im badischen Landtag eine zielbewußte, freisinnige Opposition sich zeigen und regen, und die Wirkung einer solchen in den Kreisen des badischen Volks wird nicht ausbleiben.

Zur Vervollständigung des Wahltableaus sei noch kurz der konservativen und sozialdemokratischen Partei, welche ebenfalls die Wahlkampagne gegen den Nationalliberalismus begonnen haben, gedacht. Die Konservativen dürften in den Kreisen Karlsruhe-Land, Lahr-Land, Bretten und Mos-bach Kandidaten aufstellen, allerdings nur mit geringer Aus-sicht auf Erfolg, da das Centrum konservative Bewerber nur da unterstützen wird, wo weder eigene noch freisinnige Kandidaten zur Wahl stehen. Die sozialdemokratische Partei hat in Mannheim, Weinheim, Schwetzingen, Pforzheim und Karlsruhe-Land Kandidaturen theils aufgestellt, theils in Aussicht genommen; von denselben verdient nur diejenige in Mannheim ernste Beachtung; hier ist ein Erfolg des sozialistischen Reichstagsabgeordneten Dreesbach nicht aus-geschlossen.

Im Wesentlichen wird sich daher der Kampf zwischen Nationalliberalismus, Centrum und Freisinn abspielen, und eine wesentliche Schwächung des Ersteren, wenn auch die Majorität noch für zwei Jahre gerettet wird, herbeiführen. Dieser Erfolg liegt durchaus im Interesse der freisinnigen Sache; denn nur durch die zunehmende Abneigung der Wähler und durch stets erneute Niederlagen wird sich endlich auch in den Kreisen der enragirtesten Nationalliberalen die Erkenntniß Bahn brechen, daß allein durch die Rückkehr auf den Boden des alten liberalen Parteiprogramms von 1867 und durch das Verwirklichen der darin niedergelegten Grund-sätze der badische Nationalliberalismus vom politischen Unter-gange gerettet werden kann.

Karlsruhe, Anfang August.

—1

Cypern unter englischer Verwaltung.

(Schluß.)

Die Lage der Insel zwischen den drei Erdtheilen der alten Welt ergab von jeher eine eigenartige autochthone Flora und Fauna. Wir sahen bereits, wie durch die Kupferminen die Völker aus allen Richtungen der Windrose angezogen worden waren. Sie brachten weitere Pflanzen und Thiere aus fernen Landen. Mit den Jahrhunderten und Jahrtausenden wurde so auch das naturgeschichtliche Bild des Eilandes immer mannigfaltiger. Die morphologische Gliederung be-dingte im Hochgebirge das Wachsen von Bäumen, die auch bei uns akklimatisirt werden könnten. Mit solchen Akklima-tisationsversuchen der Cypern eigenen Gewächse ist der rühm-lichst bekannte G. Dieck in seinem Arboretum zu Höschen bei Merseburg beschäftigt. Haust im cyprischen Hochgebirge im einheimischen Eichen- und Fichtenwalde der der Insel eigenthümliche Mufflon, so durchziehen Kamel die Ebenen mit ihren von Palmen, Bananen und Sykomoren be-setzten Flußläufen und Quellen. Die Hirten, welche den Fettichwanzschafen folgen, sind theils weißer, theils schwarzer Hautfarbe. Der Gärtner, der das Maulthier um den der Bewässerung dienenden Schöpfbrunnen treibt, damit er Granaten, Mandeln, Feigen, Drangen, Mandarinen, Citronen ernte, spricht bald Griechisch, bald Türkisch, ja zuweilen Arabisch. Denn in einigen Dörfern wohnen aus Syrien eingewanderte Maroniten, wie in einem Stadttheile Nicosias eingewanderte Armenier. In diesem Hauptstädtchen der Insel von nur circa 11 500 Einwohner kann man

auf Griechisch, Türkisch, Englisch, Französisch, Italienisch, Arabisch, Armenisch, also in sieben verschiedenen Sprachen, den Gottesdienst verrichten hören. Denn italienische römisch-katholische Mönche und französische Nonnen sind auch da.

Durchreist man das an Abwechslungen reiche Land in der schönen Frühlingszeit, so erwarten einen die herrlichsten Naturgenüsse. Kanunkeln und Anemonen, Asphodelen und Mandragoren umbühen am Ostrande der Insel bei Salamis ein megalithisches Bauwerk vielleicht aus dem Anfang des ersten vorchristlichen Jahrtausend. Jeder Block ein Felsen für sich. Dort bei Neupaphos im Westen, wo die römischen Präfecten residirten, wächst der Blütenstengel der Ferulablume wie ein Baum empor und ragt hinauf zur Spitze der noch aufrichtstehenden Granitsäule eines römischen Tempels. Mächtige Terebinthen und Johannisbrotbäume laden uns ein, in ihrem schon willkommenen Schatten zu ruhen.

Eine ganze Vegetation grünt und blüht in den lebhaftesten Farben auf den und um die Ruinen, die Alterthum, byzantinische und Neuzeit in den malerischsten Punkten der Insel in gewaltiger Anzahl zurückliegen. Erstehen und Verfallen liegen im Orient so gar nahe bei einander. Gut in Stand gehaltene griechische Klöster, griechische Glockenthürme, türkische Wallfahrtsorte und Minarets wechseln ab im bunten Durcheinander mit Ruinen aus allen Perioden. In den Ruinen wie in den Neubauten, zu denen sich nun auch die englische Villa, das englische Staatsgebäude, die englische Kirche gesellen, in den Menichen, Thieren und Pflanzen ist die Insel das Bild des seltsamsten Gemisches von Abendland und Morgenland.

Landwirthschaft und Industrie stehen hier noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Der nadel förmige Pflug, mit dem der Bauer seine Felder rikt, ist in prähistorischen Zeiten, als der Pflug erfunden wurde, kaum einfacher gewesen. Frau, Mann, Kind, die das Motiv zu einer heiligen Familie liefern könnten, rutschen auf einem Dreischlitten über das auf einer primitiven Tenne ausgebreitete Getreide. Der Diann, ein Dorfpriester mit langem Haar, mit einem reinen Christuskopfe, schlägt auf die Dachsen, klein wie unsere Kälber. Neben ihm, auf einem Schemel aus dem Blüthenstengel der Ferula gezimmert, säugt die Frau Pastorin ihr Jüngstes. Inzwischen zerstückeln einige Hundert Feuersteinsplittler an der unteren Bodenseite des Dreischlittens Halme und Aehren. Wie theuer bei solcher Landwirthschaft die Bodenprodukte zu stehen kommen, liegt auf der Hand. Man düngt nur in seltenen Fällen. Von der Zubereitung des Düngers oder gar Benützung künstlichen Düngers keine Spur. Wozu auch! Steht ja doch in so manchen Gegenden der großen Ebene Mesaurea der herrlichste Humusboden an. Andererseits wächst ja gerade auf der dünnen, dem Fels aufliegenden eisenschüssigen und ärmeren Ackerkrume vortrefflich die Erve (*Ervum Ervilia L.*), die dem cyprischen Bauer zur Fütterung des Rindviehes neben dem Baumwollsamem unersehblich ist. Und dann ist ja auch für die im Ueberfluthungsgebiete liegenden Ländereien auf den befruchtenden Flussschlamm zu rechnen. Unger und Kotschlamm liegen solchen Schlamm cyprischer Flüsse analysiren; er steht an Fruchtbarkeit dem Flussschlamm gleich. Nur, und schlägt auch die Ernte ganz fehl, sei es, daß es zu wenig, sei es, daß es zu viel geregnet hat, oder weil die Heuschrecken alles auftragen, so trösten sich die Leute mit einer unseren Bauern unsagbaren philosophischen Ruhe. Der Grieche sagt: Gott, die Panaqia, die Nyche haben's nicht gewollt; der Türke sagt: Gott, der Prophet, das Kismet seien dagegen gewesen.

Für die Industrie gilt Aehnliches, wie das für die Landwirthschaft Gesagte. Eine moderne Andromache, die heute für ihren Hektor in einem cyprischen Dorfe die Gewänder spinnt, webt und näht, verfährt ebenso primitiv wie jene Namensvetterin zu Homer's Zeiten. Dieselben Spindeln und Kunkeln, die ich in Gräbern vorhomerischer Zeit ausgrub, sind heute in Gebrauch. Weberädchen aus Holz, an denen heute der Webebalken hängt, grub ich in gleicher Form dort von Metall aus Gräbern des fünften

und sechsten vorchristlichen Jahrhunderts aus. Ja wenn man bedenkt, auf welche Höhe die cyprischen Metallarbeiter das Kunsthandwerk zur Zeit Homer's gebracht hatten, wie die Funde aus jener Epoche beschaffen sind, so beschleicht einen das Gefühl bitterer Wehmuth, sieht man dagegen das, was die Cyprioten heute leisten. Eine Ausnahme macht nur das heutige Silber- und Goldschmiedehandwerk. Können diese modernen Erzeugnisse der Insel auch nicht gegen das aufkommen, was unsere Kunsthandwerker leisten; steht es auch technisch tiefer, wie die aus alten cyprischen Gräbern hervorgezogenen goldenen und silbernen Kunstwerke allerersten Ranges, so lebt doch noch in der Formensprache und dem Stil der Gegenstände eine alte gute Tradition fort. Noch im vorigen Jahrhundert wukten sie auf Cypem bunten anmuthigen Zellenchmelz bei Silber- und Kupferschmuck anzuwenden, eine seitdem verloren gegangene Technik. Die modernen Seidengewebe, bei deren Herstellung die Hausindustrie in Nicosia die Führung hat, wirken durch Motive und Farbenkompositionen recht anmuthig. Die Graktheit der Technik läßt freilich zu wünschen übrig. Es wird im Ganzen so wenig fabrikt, daß von einem Export in bemerkenswerther Bedeutung keine Rede sein kann. Eine Fabrikindustrie gibt es auch heute nicht. Die wenigen von importirten Dampfmaschinen getriebenen Mühlen und Baumwollereinigungsmaschinen arbeiten der theuren Kohlenpreise und der Konkurrenz der billigen Wasserkraft wegen mit geringem oder gar keinem Gewinn, oder zuweilen mit Verlust. *)

Leider hat die englische Inselregierung zu Anfang auch einige gewaltige wirtschaftliche Fehler gemacht, die sich bitter gerächt haben. Als 1878 die Welt plötzlich durch die englisch-türkischen Abmachungen überrascht wurde, die zur Besizergreifung Cypems führten, strömten von allen Seiten die Fremden nach dem neuen Goldlande, das man entdeckt wähnte. Die Wenigsten hatten eine Ahnung von den cyprischen Verhältnissen.

Welche Erwartungen man selbst in England an Cypem geknüpft hatte, geht daraus hervor, daß ein bekannter Freund der Londoner City sofort in Larnaca einen Friseursalon nach englischem Muster einrichten ließ. Aus Paris waren Luxusgegenstände von großer Feinheit und Güte in stattlicher Anzahl angekommen, wie sie vorher diese Insel nie gesehen hatte und wahrscheinlich nicht wieder sehen wird. Neben einer Menge von Abenteuern, die ohne Geldmittel ankamen, neben kleineren und größeren Kaufleuten, Handwerkern, Bauunternehmern, waren auch eine Anzahl Kapitalisten eingetroffen, die die Absicht hatten, sich im Lande anzukaufen. Der damalige griechische Banquier des Sultans, Zarifi, von dem Eintreffen der Engländer benachrichtigt, hatte eine Menge Grund und Boden auf der Insel, zumal auch in Larnaca und Famagusta erworben. Man munkelte, der Sultan selbst hätte dabei die Hand im Spiele gehabt. Auch einige syrische Araber hatten schleunigst Grundstücke auf Cypem erworben und schienen vor der Zeit durch Freunde in Stambul unterrichtet gewesen zu sein.

Als nun die Engländer nach ihrer Ankunft von diesen Käufen hörten und von den Absichten reicher Leute verschiedener Nationen, da erließen sie plötzlich ein Gesetz, das den Nichtottomanen und Nichtengländern verbot, Ländereien auf Cypem zu kaufen, zu verkaufen, zu vererben, zu erben u. s. w. Auch wurde damals auf Grund eines alten türkischen Gesetzes ein neues englisches Gesetz geschaffen, das den Frohndienst für öffentliche Arbeiten wieder einführte. Durch diese sonderbaren Gesetze wurden die vermögenden Leute, die sich damals im ersten Rausch anzukaufen gedachten, veranlaßt, die Insel wieder zu verlassen. Mit ihnen gingen wieder so und soviel fremde und intelligente erst eben an-

*) Vergleiche für eingehenderes Studium das vortreffliche Sammelwerk von E. D. Cobham: An attempt at a bibliography of Cyprus. Nicosia. 1889. Freilich wird der Leser über viele wichtige Fragen noch heute vergeblich nach Belehrung in der existirenden Cypem-Literatur suchen. Es bleibt auf den verschiedensten Gebieten noch viel zu erforschen und zu veröffentlichen übrig.

gekommene Kaufleute, Handwerker, Bauunternehmer u. s. w. Auf der anderen Seite hatten die Cyprioten durch ihre ganz übermäßigen Forderungen für Haus- und Ladenmieten und andere Dinge wesentlich dazu beigetragen, daß auf einen großen rapiden Aufschwung ein fast ebenso großer und rapider Rückschlag folgte. Als dann die Regierung bald wieder jene Gesetze aufhob, waren gerade die auf Nimmerwiedersehen verschwunden, die zu halten und für Cypem wirtschaftlich zu interessieren im Interesse des Landes gelegen hätte.

Eine fernere Schädigung erfuhr Cypem aus folgendem Umstand:

Unter der Türkei bildete der Erlös aus der Salz- ausbeute eine der besten und regelmäßigen Einnahmen der Regierung. Der große Salzsee bei Larnaca trocknet alle Jahre aus, falls für genügende Entwässerungsgräben gesorgt ist. Die zurückbleibende Salzkruuste braucht dann nur losgeschlagen und herausgeschafft zu werden. Da die englische Inselregierung sich damals nicht des Salzes wegen mit den Türken in Stambul und dem damaligen griechischen Banquier des Sultans Barisi verständigte, erließ die Hohe Pforte plötzlich ein Importverbot cypriischen Salzes für das türkische Reich. Dadurch wurde dem cypriischen Produkte, das keinen weiten Transport verträgt, das Absatzgebiet verschlossen. Seit Jahren lagen am Salzsee große unverkäufliche Haufen von Salz.

Einen Mißerfolg erlebte auch ein Konjortium englischer Kapitalisten, das Anfangs der achtziger Jahre eine Kupferminen-Kompagnie (Cyprus Coppermine Compagnie) gegründet hat. Leider mußte die Gesellschaft nach erheblichen Verlusten die Arbeiten wieder einstellen. Man begann die von den Alten im Westen der Insel bei dem heutigen Dorfe Poli tis Chrysofa angelegten Kupferbergwerke zu räumen und hoffte den Andern folgend, noch auf unausgebeutete Lager zu kommen. Dies erwies sich als ein Irrthum. Die Alten hatten nichts übrig gelassen. Daß trotzdem auf Cypem noch reiche Kupferlager der Erschließung harren, ist die Ueberzeugung kompetenter Geologen. Freilich würde es sich dann immer noch fragen, ob bei den heutigen billigen Kupferpreisen und großen bequem gelegenen Bergwerken anderer Länder die eventuelle Kupferausbeutung auf Cypem im Weltverkehre die Konkurrenz aushalten könnte.

Vorkäufig und voraussichtlich für immer liegt Cypems Reichthum in seinen Bodenprodukten und sollte eine fürsorgliche Regierung bemüht sein, der Landwirthschaft vor Allem auf die Beine zu helfen und nach dieser Richtung läßt sich noch viel thun.

Als zu Anfang der Okkupation die Heuschreckenplage große Dimensionen anzunehmen begann, mußte die Inselregierung sich zu einer energischen Maßregel aufraffen. Bekanntlich verdankt diese Kulturgeißel des Orients ihr Dasein dem Kulturmangel. Die Wanderheuschrecke legt ihre Eier nämlich nur in unkultivirtes Land. Bereits unter türkischer Herrschaft war es gelungen, der Heuschreckenplage erfolgreich entgegenzutreten. Ein intelligenter Gouverneur, Said Paicha, verwerthete von Staatswegen eine von dem Italiener R. Mattei, einem cypriischen Großgrundbesitzer, erfundene praktische Methode der Heuschreckenvertilgung. Das System Mattei wurde von den Engländern adoptirt und noch etwas verbessert. Auch nach Algier und anderen Ländern hat man diese ingenieure Erfindung Mattei's verpflanzt und unter allerlei anderen Namen eingeführt. Mattei stützt sein Vorgehen nun auf folgende Beobachtung. Die Wanderheuschrecken müssen nämlich, ehe ihnen die Flügel gewachsen sind, vertilgt werden. Wenn sie noch laufen, pflügen sie von den Brutplätzen aus Streifzüge in das umliegende Land zu machen. Gegen diese noch laufenden Heuschreckenschwärme werden leicht dislocirbare und den Terrainunebenheiten anschmiegbare Barrieren aus baumwollenen Tüchern aufgestellt, die an Pfählen befestigt sind. Ein am oberen Rande der Tücher aufgenähter glatter Glanzleinwandstreifen verhindert die Insekten am Ueberklettern der Tuchbarriären, weshalb sie zurück und an den Tuchbarriären entlang laufen.

In gewissen Abständen sind nun an den Barrieren vier-eckige und genügend tiefe Löcher gegraben, die wiederum mit beweglichen glatten Rahmen aus Blech oder Holz und Glanzleinwand ausgefüllert werden. Die Thiere springen nun einander nach in die Löcher, in die sie wohl hinein, aber aus denen sie nicht herauskommen. Sind die Löcher von Heuschrecken angefüllt, so genügen einige Schaufeln Erde sie zu tödten. Ich habe Millionen dieser gefräßigen Insekten auf diese Weise umkommen sehen.

In den ersten drei Jahren der Okkupation that die englische Regierung nichts gegen die Plage, was Erfolg gehabt hätte. Erst im Frühjahr 1882 wurde das System Mattei in großem Maßstabe und mit Hilfe Mattei's erfolgreich zur Anwendung gebracht, und zur Aufbringung der Kosten eine besondere Heuschreckensteuer (Locust-tax) eingeführt. Seitdem hat die Plage ganz aufgehört. Die Regierung sorgt durch ein jährlich funktionirendes Beamtenkorps dafür, daß an den Brutstätten die Eier und auskriechenden Heuschrecken rechtzeitig nach Mäßigkeit vertilgt werden. Durch energisches Vorgehen und Verbesserung des Mattei'schen Systems hat sich, wie noch erwähnt werden mag, der Engländer S. Brown rühmlich hervorgethan, der auch über die Vertilgungsmethode des gefährlichen Insektes für die Kolonialausstellung eine besondere und gut illustrierte Schrift abgefaßt hat.

Der durch das Wasser herbeigeführten Schädigung des Landbaues könnte nur durch eine ausgedehnte Flußregulirung entgegengewirkt werden, die aber im Gebirge mit einer Befassung und Bepflanzung der Wildbachufer, mit der Anlegung von Dämmen und Wehren u. s. w. zu beginnen hätte. Jetzt werden häufig durch Wildbäche ganze Länderstrecken verwüstet. Mit Flußregulirungen in der Ebene Mesaurea selbst, die zwischen Nicosia, der Hauptstadt, im Innern und Jamausta an der Ostküste liegt, ist indeß mit großartigem Erfolge schon begonnen worden.

Die im Lande geltenden Wasserrechte für die großen Quellen, welche ganze Dorfschaften in Gartenbezirke umwandeln, sind merkwürdig. Es bestehen von Alters her gewisse Wasserrechte. Das eine Dorf darf den Bach z. B. auf 3 Tage abstellen, ein anderes auf 5 oder 7, oder 1 Tag. Dann partizipiren an dem Wasser eines Dorfes die verschiedenen Bauern in verschiedenem Verhältnisse. Der reiche hat z. B. 17 oder 30 Stunden Wasser in schnellen aufeinanderfolgenden Zwischenräumen, der ärmere hat weniger Stunden Wasser u. s. w. Man kauft und verkauft oder verpachtet für eine gewisse Zeit eine bestimmte Wassermasse. Im Allgemeinen muß man sich wundern, wie gut die Leute miteinander auskommen, obwohl freilich auch oft genug die Streitigkeiten um das Wasser zu Prozessen führen, die recht lanwierige und verwickelte sein können.

Recht verwickelt sind ferner die Eigenthumsrechte an den Fruchtbäumen und an dem Grund und Boden, auf dem die Bäume stehen.

Es kann vorkommen, daß auf einem Donum oder eine Scala Land (gleich 120 Quadrat-Schritt) zehn Fruchtbäume verschiedener Art stehen, und daß elf Besitzer vorhanden sind, einer, dem das Terrain gehört, und zehn verschiedene Besitzer für die verschiedenen zehn Bäume. Wer nämlich den auf einem fremden Terrain wildwachsenden Baum zuerst veredelt und die veredelte Frucht genießt, erwirbt das Eigenthumsrecht. Da, wer das brachliegende Terrain eines anderen Privaten oder des Staates kultivirt und zehn Jahre lang bebaut, wird zum Eigenthümer des betreffenden Grundstückes und erwirbt sich das Recht, vom Staate einen legalen Besitztitel darauf zu beanspruchen. Der Staat umgekehrt kann alles kultivirbare Privatland, das zehn Jahre lang brach lag, als Staatsland einziehen. Solche Zustände erscheinen uns ungeheuerlich, erklären sich aber im Orient durch den Charakter von Volk und Landschaft. Sieht man näher zu, so erweisen sich bei der dünnbesäten Bevölkerung und dem Mangel an genügender Feld- und Baumkultur im Orient viele dieser Bestimmungen sogar als die allein zweckentsprechenden, um bessere Verhältnisse anzubahnen.

Eine andere Eigenthümlichkeit orientalisches-cypriischer Wirtschaftsweise ist das sogenannte Pomischari-Wesen, ein Compagnongeschäft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Gutbesitzer und ländlichem Arbeiter, das sich unter den bestehenden Verhältnissen als vortheilhaft bewährt hat.

Das Land- und Saatgut, womöglich auch das Wasser zum Bewässern, gibt der Gutbesitzer her. Der Bauer stellt die Zugochsen und verrichtet mit seinen Leuten alle Feldarbeiten von der Saat bis zur Ernte und dem Ausdreschen. Die gewonnene Ernte wird zwischen den beiden getheilt. Zumeilen erhält der Grundeigentümer auch noch den größeren Theil des Strohes. Während der Zeit des geltenden Kontraktes hat der Bauer das Recht, seine Thiere auf den ihm angewiesenen Plätzen des Landgutes weiden zu lassen.

Diese Betriebsweise ist seit Jahrhunderten eine allgemein übliche, und nur selten kommt es zu Streitigkeiten zwischen den Parteien. Das hat seinen guten Grund. Die Hauptsteuer bildet immer noch der Zehnte, den die Regierung von den Feld- und Baumfrüchten erhebt. Nur bei einzelnen Pflanzen und Fruchtgattungen hat die neueste englisch-cypriische Gesetzgebung den Zehnten aufgehoben und durch eine andere praktischere Besteuerungsweise ersetzt. Statt z. B. den Zehnten von den Weintrauben zu erheben, wurde eine Weinexportsteuer von 10 Prozent eingeführt. Ähnliches ist für die Baumwolle geschehen, da bisher oft die Baumwolle auf dem Stocke durch plötzliche Regen und Winde verdarrt, denn der Bauer mußte ja auf den Zehntenbeamten warten. Da nun die Regierungsbeamten die Feldarbeiter wegen des auf die Regierung fallenden Zehnten streng überwachen und alle Erträge genau feststellen und die Beträge in besondere Bücher eintragen, so weiß auch der Grundeigentümer genau, woran er ist und kann von dem Bauer, mit dem er arbeitet, nicht betrogen werden. Diesen selben Vortheil genießt dann auch der Arbeitnehmer dem Arbeitgeber gegenüber.

Ueberblickt man die heutigen Zustände Cyperns, so wird man gewiß nicht sagen können, daß die Verhältnisse tadellose sind; aber da das Land überwiegend vortreflich und da eine intelligente europäische Regierung an der Spitze steht, so sind die besten Aussichten für die Zukunft vorhanden. Fragt man sich nun, wie die weiteren Fortschritte vor Allem herbeizuführen seien, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß diese vor Allem durch europäische Civilisation beschleunigt werden könnten, und sind die ersten derartigen Versuche auch mißglückt, so sollte man sich doch nicht abschrecken lassen, denn an dem früheren Mißlingen sind die cypriischen Verhältnisse selbst nicht Schuld. Ich betrat 1878 als politischer Berichterstatter mit einer warmen Empfehlung des deutschen Reichskanzleramtes die Insel. Nach den ersten Monaten der Occupation sagte die Inselregierung bereits den Plan, französische, deutsche und österreichische Weinbauer zur Gründung von Weinbaukolonien zur Insel zu ziehen. Die englische Regierung war durch das französische Konsulat mit der Chambre de commerce in Unterhandlung. Da die Regierung meine Beziehungen zur deutschen und österreichischen Presse kannte, erhielt ich ebenfalls vom Generalgouverneur eine Kopie des Projektes und wurde um Förderung des Unternehmens ersucht. Die Inselregierung war Willens, den Weinbauern für den Weinbau geeignete Landstücke im Larnacadistrikte zu übergeben. Die Kolonisten sollten für eine Reihe von Jahren von einem Theile der Abgaben befreit sein und nach 20 Jahren Eigenthümer der angelegten Weinberge werden u. i. w. Der damalige provisorische Zustand, die damaligen Maßnahmen der Regierung, die ich schon oben kritisierte, führten noch in der zwölften Stunde zu einem Bruch der zuerst mit Bordeaux angeknüpften Verhandlungen und veranlaßten auch damals mich abzuweichen, gerade als ein Deutscher im Namen Auswanderungslustiger zur Insel gekommen war, um die Angelegenheit zu prüfen.

Später wurde eine Ackerbaukolonie mit Maltesern ins Leben gerufen. Malta leidet bekanntlich an Uebervölkerung.

Viele wanderten und wandern noch nach Tunis und Algier aus. Dadurch geht dem Mutterlande viel Kapital und Intelligenz verloren. Als England Cypern übernahm, tauchte der Plan auf, die maltesische Auswanderung nach der neuen Kolonie zu lenken. Einige vermögende maltesische Kapitalisten mit einem Herrn Fenneck an der Spitze organisierten eine aus einigen vierzig Köpfen zählende Ackerbaukolonie. Das Privatunternehmen wurde staatlich unterstützt. Leider verstanden sich weder die Kolonieführer noch Kolonisten auf die Landwirthschaft. Das ausgewählte und angekaufte Landgut hatte keine gesunde Lage, was die Käufer schon hätten an der Vegetation der jauren Gräser sehen können. Die Kolonisten wollten auch wie in Malta leben, essen und trinken. Eine Anzahl der Kolonisten erkrankte schwer, mehrere starben. Einzelne suchten und fanden anderen Erwerb oder Aemter auf der Insel, so auch die Kolonieführer. Der Rest kehrte nach Malta zurück.

Noch kläglicher ging es mit einer gleich in größerem Stile auf einem gesunden Landstrich im Südwesten der Insel, im Paphosdistrikte, beim hiesigen Dorfe Ruklia auf einem Hügellande Drides gegründeten Kolonie mit polnischen Juden. Es waren einige Hundert Köpfe. Die Regierung hatte ein sehr schönes und vielversprechendes Terrain hergegeben, welches ich auch, während die Arbeiten im besten Gange waren, besuchte. Hunderte von jungen wilden Oliven und Carubenbäumen waren vorhanden, die nur des Propfens bedurften, um eine gute regelmäßige Ernte abzuwerfen. Wer den Orient kennt, weiß, was Baumzucht zu bedeuten hat, und wer Cypern kennt, weiß, daß das cypriische Johannisbrot das gefuchteste und bestgezahlteste im Welthandel ist. — Allein der Kolonieführer war ein gelehrter deutscher Rabbiner aus Polen, der absolut nichts von Landwirthschaft verstand. Unter all den Juden war nur eine einzige Familie, die einmal etwas von Landwirthschaft gesehen hatte. Die Juden sprachen nur Polnisch und Deutsch. Der von England im Auftrage des Komitees gesandte protestantische Agent Langhorn verstand nur Englisch und hatte ebenfalls keine Ahnung von Landwirthschaft, geschweige von der Bewirthschaftungsweise in südlichen Klimaten. Welchen Ausgang auch dieser Kolonisationsversuch nehmen mußte, konnte nicht zweifelhaft sein. Nachdem viele Tausende Pfund Sterling für ein Nichts ausgegeben waren, verloren selbst die nachsichtigsten philanthropischen Spender in England die Geduld. Der Agent, der gar nicht der Mann dazu war, ungewöhnte Hände zur Landarbeit zu erziehen, erhielt die Weisung, die ursprünglich mit so reichen Mitteln versuchte Kolonie aufzulösen.

Und doch bedarf gerade Cypern der Zuzüge von Menschen, intelligenter des Ackerbaus, der Baum- und Viehzucht kundiger, an südliche Verhältnisse gewöhnter, arbeitamer Kolonisten. Nur dann ist, wie gesagt, an ein baldiges Floriren der Insel zu denken. Nur dann, wenn der cypriische Bauer sieht, daß sein aus fremden Landen zugereister Nachbar höhere Erträge von seiner Landwirthschaft durch intensivere Wirtschaftsweise erzielt, wird er sich bequemen, den althergebrachten Schlandrian aufzugeben. Es ist ganz erstaunlich zu beobachten, wie natürlich begabt und intelligent das gewöhnliche Volk auf der Insel ist. Ein gewöhnlicher cypriischer Durchschnittsmensch, ein Bauer, der weder lesen noch schreiben kann, überragt bei weitem den deutschen Bauer, der eine Schulbildung genog. Was höheren Gewinn abwirft, wird von den Cyprioten sofort erfolgreich nachgeahmt.

In der Landwirthschaft haben bisher nur alle guten Vorbilder gefehlt. Die wenigen Engländer, die sich seit 1878 Landgüter auf Cypern kauften, sind keine gelehrten Landwirthe und betreiben die Landwirthschaft als Amateure, die von den Cyprioten noch Alles lernen müssen.

Unter diesen Umständen wäre denn auch zu erwägen, ob nicht ein Theil der südrussischen Juden, die jetzt nach Kleinasien und Palästina auswandern, nach Cypern dirigirt werden sollten; aber nur dann, wenn sie von Kolonieführern geleitet werden, die selbst tüchtige, im Süden alt gewordene Landwirthe sind und wenn unter den Kolonisten

selbst ein genügend großer Prozentsatz fleißiger, an Feldarbeit längst gewöhnter Menschen wären. Vielleicht ist dieser Plan übrigens der Ausführung sehr nahe, denn ich erhalte von einem deutschen Landwirth aus dem Tamagusta-district die folgende Nachricht:

„Vor einigen Tagen waren fünf Juden hier, welche Erkundigungen betreffs Landankaufes einzogen. Man beabsichtigt 50 000 Donum anzukaufen, um eine jüdische Kolonie auf Cypern ins Leben zu rufen.“ — Jedenfalls sollten Baron Hirsch und seine philanthropischen Freunde für ihre Pläne auch Cypern prüfen.

Max Ohnesalch-Richter.

Lenau's Sophie.

Von Lenau's Braut, dem jungen Mädchen, welchem sich der Dichter in der allerletzten Zeit seiner geistigen Gesundheit näherte — leider nicht zu erfreulichem Bunde — ist durch neuerliche Veröffentlichungen Manches bekannt geworden. Nicht von ihr soll in den folgenden Zeilen die Rede sein. Vielmehr von einer anderen Frau, die lange Zeit mit dem Dichter in vertrauten Verhältnissen stand und während dieser ganzen Periode einen bedeutenden geistigen Einfluß auf ihn übte. Von ihr handelt ein kürzlich erschienenes Buch.*)

Sophie war die Tochter von Franz Joachim Kleyle, dem Sekretär des Erzherzogs Karl, und seiner Gattin Caroline von Oefel. Sie war am 25. September 1810 in Wien geboren. Sie genoß durch ihre praktische Mutter und ihren wissenschaftlich vielseitig gebildeten Vater, der selbst seinen Kindern Vorträge hielt, eine vortreffliche praktische und wissenschaftliche Erziehung. Sie liebte die Künste, bildete sich im Zeichnen und in der Musik aus. Sie hatte Gelegenheit, in dem gesellig sehr angeregten Hause ihrer Eltern ihre Gewandtheit zu entwickeln, ihre Unterhaltungsgabe zu fördern, viele junge Männer kennen zu lernen und zu fesseln. Zu einem derselben, einem hervorragenden Naturforscher, empfand sie eine leidenschaftliche Neigung, die, da sie nicht erwidert wurde, eine tiefe Resignation in ihr erzeugte. Mehrere Jahre später reichte sie, mehr dem Wunsche der Eltern als wirklicher Liebe folgend, einem vermögenden geachteten Beamten, der später geadelt, oberster Postdirektor des österreichischen Kaiserstaates wurde, Maximilian Löwenthal, die Hand. Löwenthal, der unter dem Namen Leo Walther mehrfach mit Erfolg als Schriftsteller aufgetreten war, wurde 1835 mit Lenau bekannt und führte ihn in sein Haus ein. So lernte Lenau seine Sophie kennen, die er schon früher,

*) Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters nebst Jugendgedichten und Briefen an Fritz Kleyle herausgegeben von Ludwig August Frankl. Mit Lenau's und Sophiens Porträt und der Abbildung des Lenau-Denkmal's in Wien. Stuttgart. 1891. Verlag der A. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. Der Inhalt dieses Werkes des gegenwärtigen Redaktors unter der Schriftstellereigenschaft Wiens wird durch den Titel angedeutet. Der Herausgeber, der durch seine genaue Bekanntschaft mit den beiden Helden der Tragödie, dem Dichter und seiner Freundin, gewiß der Beste zur Edition war, hat seines Amtes mit Verständniß gewaltet. Die Hauptabhandlung des Herausgebers über Sophie folgt dem Ausdruck der an sie gerichteten Briefe Lenau's. Dieselbe bildet eine Hauptquelle der obigen Darstellung. Frankl's Werk enthält nicht etwa alle Briefe Lenau's an Sophie, vielmehr nur die geheimen, ganz vertrauten; die zahlreichen in Schurz' „Lenau's Leben“, 2 Bände, Stuttgart und Augsburg 1855, veröffentlichten sind nicht wiederholt. An dem letzteren Werk wird der Beginn der Bekanntschaft mit Sophie nicht erwähnt; der erste an sie gerichtete Brief ist vom 18. September 1836 (I. 334 ff.); in unserem Buche der erste datirte Bittel vom April 1836; darauf ist die Notiz S. 189, die Bekanntschaft habe erst im Dezember 1838 begonnen, zu berichtigen, es soll wohl 1835 heißen. Die von Frankl beigegebenen Bilder von Lenau und Sophie sind sehr dankenswerth. Lenau's Bild, von M. v. Schmidt gezeichnet, während der Dichter einem Kreise befreundeter Genossen vorlas, ist höchst charakteristisch; das Bild der Sophie stellt die Gattin vor, gegenwärtig also die Frau nicht in dem Alter, in welchem sie Lenau entgegentrat.

während seiner Jugendfreundschaft mit Fritz Kleyle flüchtig gesehen hatte. Schnell entwickelte sich bei ihr eine starke Sympathie zu dem hochbegabten, zwischen tiefer Melancholie und übermächtiger Lustigkeit, zwischen Resignation und leidenschaftlichem Verlangen, zwischen weisem Grübeln und unvernünftigem Dreinfahren schwankenden Dichter. Die schöne, kluge, gute Frau, dabei eine vorzügliche Hausfrau und treffliche Mutter, wurde die Muse des Dichters.

Zur Beurtheilung des wunderbaren Verhältnisses fehlen die Briefe der Frau. Soviel aus den Bekenntnissen des Dichters hervorgeht, war es eine jener in der Litteraturgeschichte häufigen Beziehungen eines genialen Mannes zu einer verheirateten Frau, in welchen die leidenschaftliche Gluth des Mannes durch die kühlere Reflexion der Frau gedämpft; jenes wilde Begehren durch ihr Pflichtgefühl in die gesetzlichen Schranken zurückgewiesen wurde. Bei ihr waren zuerst Mitleid mit dem schwankenden Gesellen, Bewunderung seines Talent's, die ungestillte Sehnsucht der unverständenen Frau thätig; allmählich kam Herrschbegier, das Gefallen an der Heimlichkeit, der Kampf mit den Schwierigkeiten, der sich dem ruhigen Umgange entgegensetzte, eine gewisse Eitelkeit, die Göttin eines großen Dichters zu sein, hinzu, um das Verhältniß auszugestalten. Neun Jahre lang, von 1835 bis 1844, dauerte das wunderbare Verhältniß; nur aus den ersten sieben Jahren bis 1842 werden die Briefe mitgetheilt. Auf diesen jähen Abbruch nicht der Beziehungen, sondern der Mittheilungen muß man aufmerksam machen. Sophie blieb, soweit man aus den vorliegenden Bekenntnissen Lenau's schließen darf, treu in ihrer stillen gleichmäßigen Frauenwürde; Lenau gab durch sinnliches Begehren Veranlassung zum Tadel, durch flüchtige Neigungen, auch vor seiner Verlobung mit Marie Behrends, Grund zu Eifersuchtszügen. An eine wirkliche Vereinigung dachten Beide niemals. Einem Freunde gegenüber brauchte Lenau einmal den Ausdruck: „unsere Liebe war ein unglückliches von Gott bestimmtes Verhältniß“. Demselben geistlichen Freunde gestand er, daß durch die keusche Standhaftigkeit der Frau die Beziehungen stets rein geblieben seien.

Ander's stellt sich die Sache, wenn man gleichzeitige Zeugnisse und die Tradition beachtet. Der letzteren zu Folge, die noch heute in Wien lebendig ist, war das Verhältniß wenigstens in den letzten Jahren durchaus kein platonisches. Dieser Tradition zu Folge gehörte Sophie zu den Frauen, die ohne innige Beziehungen zu Männern (außer ihrem Gatten) nicht leben können. Es werden bestimmte Namen von Vorgängern und Nachfolgern Lenau's in Sophiens Gunst genannt. Es ist ferner darauf hinzuweisen, daß in den Wiener Litteratenkreisen der Name des Gatten stets mit großer Achtung genannt wurde, ein indirekter Beweis für Sophiens Schuld. Endlich ist zu bemerken, daß ein bestimmter Widerruf Lenau's gegen seine obigen Äußerungen existirt. Es ist nämlich in diesen Tagen („Neue freie Presse“ 21.—23. Juli 1891) eine Darstellung von Lenau's letzten gesunden Wochen und Monaten erschienen, besonders über die entsetzlichen Tage vom 13. Oktober 1844, da er zuerst von Delirien befallen, bis zum 22. Oktober, da er in die Anstalt von Winnenthal gebracht wurde, eine Darstellung, die auch für Sophie von großer Wichtigkeit ist. Es ist das Tagebuch der Emilie Reinbeck, der Stuttgarter Freundin, in deren Hause Lenau fast alljährlich einkehrte und wo er von dem unseligen Tobsuchtsanfall heimgesucht wurde. Diesem Tagebuch, das in seiner Unmittelbarkeit und schlichten Natürlichkeit erschütternd wirkt, das aber in seinen tatsächlichen Berichten nicht viel Neues enthält, sind einzelne Briefe Sophiens an Emilie hinzugefügt, die voll von flehentlichen Bitten sind, über das Geschick des Theuren genaue Nachrichten zu erhalten.

Aber wichtiger als diese bangen Zeilen des angst erfüllten Weibes sind Lenau's Bekenntnisse. Aus ihnen geht hervor, daß er mit stets erneutem Schrecken den Wiener Briefen entgegengesehen habe, daß er über diese Abmahnungen der Verlassenen, über die Versuche der Getäuschten, ihn wiederzuerobern, in ungeheure Aufregung gerathen sei. Es ist jodann darin der Ausruf zu lesen, den Lenau einmal

gebraucht hat, und den man, dem ganzen Zusammenhang nach, nur auf das Verhältniß mit Sophie deuten kann: „Es ist eine besonders gütige Fügung Gottes, daß ich durch die Natur gezüchtigt werde und nicht durch das Gesetz. Strafe mußte kommen; ich habe sie verdient. Ich habe das Sittengesetz nicht heilig geachtet, das Talent stand mir viel höher und das Sittengesetz ist doch das Höchste.“

Freilich bedenke man, daß diese Aeußerungen, sowohl die über die Wiener Briefe, als die über seine Schuld, zur Zeit der Wuthausbrüche, inmitten von Geistesverwirrungen von Lenau gethan sind. Soll man diesen mehr Glaubwürdigkeit zusprechen als seinen Bekenntnissen aus geunden Tagen? Steht eine authentische Jahre lang geführte Korrespondenz nicht höher als Worte, die in großer Erregung gesprochen wurden, Worte, die nicht von dem Sprechenden selbst, sondern von einer Zeugin überliefert werden, die, ohne selbst Ansprüche an Lenau zu machen, ein gewisses Interesse daran hatte, den Einfluß der Wiener Freundin abzuwehren und als unheilvoll darzustellen? Die Art, wie Sophie in einem an Emilie gerichteten Schreiben ihre letzten Briefe an Lenau charakterisirt, widerspricht durchaus dem, was Emilie Lenau darüber sagen läßt.

Der Litteraturhistoriker soll nicht urtheilen, sondern darstellen. Für ihn ist das Wort des Schriftstellers, den er den Lesern vorführen will, Quelle und Richtschnur. Nicht also das Verhältniß Lenau's zu Sophie, wie es wirklich war, zu schildern, sondern wie es sich aus Lenau's Bekenntnissen ergibt, wie er es sich selbst und Anderen darlegen wollte, kann in diesem Falle unsere Aufgabe sein.

Lenau, der Anfang Mai in die Anstalt von Döbling gebracht wurde, starb am 22. August 1850. Sophie überlebte ihren Freund fast um vierzig Jahre. Sie verlor ihre Eltern, ihren Gatten, ihre Kinder bis auf eines, selbst den Verlust einer geliebten Enkelin hatte sie zu beklagen. In ihren letzten Jahren wurde sie von schweren körperlichen Leiden heimgesucht; in der allerletzten Zeit führte sie, nach Verlust ihres Gedächtnisses, ein fast traumhaftes Leben und starb hochbetagt am 9. Mai 1889.

Daß sie die Freundin Lenau's, die Muse vieler seiner Gedichte gewesen, wußte man längst. Schurz' Biographie des Dichters enthält zahlreiche an Sophie gerichtete Briefe von 1836 bis 1844. Nicht von diesen ausführlichen Berichten über Reisen, Erlebnisse, litterarische Wirksamkeit, die lange bekannt sind, kann hier die Rede sein. Neben dieser offiziellen Korrespondenz, die Lenau einmal, doch wohl nicht ganz zutreffend, „diese gezwungenen Briefe“ nannte — denn sie sind, wenn auch nicht der volle Ausdruck innigen Einverständnisses, doch fern von jeder Unwahrheit — ging eine vertrauliche einher. Oder richtiger: außer diesen Briefen, die Lenau wirklich abschickte, schrieb er vertrauliche, die er nach längeren Zwischenräumen der Freundin übergab oder die erst nach seinem Hinscheiden in die Hand der Freundin kamen. Diese sind jetzt veröffentlicht worden.

Der Unterschied zwischen jener öffentlichen und dieser geheimen Korrespondenz kündigt sich schon äußerlich dadurch an, daß an die Stelle des „Sie“ das „Du“ getreten ist. Aber das ist nicht der einzige Unterschied. Die offiziellen Briefe sind Berichte, die geheimen Geständnisse, die offiziellen geordnete Darstellungen, die geheimen abgerissene Ausrufe, einem Stammeln vergleichbar, das durch Weinen und Stöhnen unterbrochen wurde. Gewiß antwortete Sophie auf die Briefe ersterer Art, vielleicht auch auf die Schreiben der zweiten Klasse, wenn sie dieselben bei Lebzeiten des Dichters wirklich erhielt. Diese Briefe sind nicht erhalten; vielleicht von Lenau selbst, nach einem Tobsuchtsanfall, da er vieles Geschriebene vernichtete, zerstört. Aus einer von Lenau angeführten Stelle ergibt sich, daß Sophie sich in ihren Antworten der Anrede „Sie“ bediente; aus vielen geht hervor, daß sie sich einer gemessenen, zurückhaltenden Redeweise befleißigte, die dem Dichter frostig erschien. Nirgends auch nur eine Andeutung, daß sie seine Leidenschaft getheilt oder angestachelt; nirgends ein Jubel darüber, daß er der Geliebten ganz froh geworden; höchstens ein Entzücken, daß er sie

ungestört gesprochen, ihren Zuruf gehört, an ihrem Lächeln sich erquickt habe. Er hat das Gefühl, daß es ein Liebesglück für sie Beide nicht gibt. „Unsere Liebe ist eine unglückliche und wir wollen unverdrossen und muthig die stille heimliche Tragödie, in der Niemand spielt und zuichaut als unsere blutenden Herzen, bis an unser Ende fortführen. Vielleicht, ja gewiß gewinnen wir dann einst den Beifall der Himmlischen. Ich habe Augenblicke, in welchen ich vergehen möchte vor Schmerz über unser Loos; aber ich habe auch andere, wo mir unser Unglück theuer ist, weil ich mir denke, Du würdest mich vielleicht weniger lieben, wenn Dein Gefühl nicht unter Gefahren und Schmerzen aufgewachsen wäre.“ Lenau gehört zu den unglücklich Liebenden, die nicht ohne Behagen in ihrem Schmerze wühlen. Er will sich oder der Geliebten glauben machen, er sei weit unglücklicher als er wirklich ist. Daher jene verzweiflungsvollen Ausrufe, er wolle nach Amerika auswandern und sein Schmerzensschrei, es bliebe ihm nichts übrig, als Hand an sich zu legen.

Diesen Drohungen, aus denen Lenau nie Ernst zu machen Willens war, steht ein Bekenntniß gegenüber, welches dies Verhältniß in seiner wahren Größe zeigt. Jede echte Liebe veredelt die Liebenden. Den leicht erregten, Befriedigung seiner Begierden verlangenden Mann läutert das Weib, indem sie ihn zur Reinheit ihrer Empfindung zu erheben sucht. Sein Verdienst war es nicht. Mühte er sich auch, bald nach dem Beginne der Verbindung: „Es gibt nur einen Teufel in der Liebe und ich habe ihn abgethan,“ so mußte er wenig später bekennen: „Ich will mich wohl ein wenig mäßigen in den Ausbrüchen meiner Leidenschaft; ganz kann ich sie nicht beherrschen.“ Und gestand er schon damals zu, daß ihre „liebevollen Bekümmerniß“ es sei, welche ihn zu dieser Bemühungen veranlaßte, die ihn zur angestrengtesten Arbeit an sich nöthigte, so bekannte er dann einmal: „Ich bin durch Dich besser geworden. Du überichähest mich, aber Deine hohe Meinung von mir ist mir heilsam, denn sie ist mir ein dringendes Gebot, mich ernstlich zu veredeln, damit ich nicht allzu tief unter dem Gedanken bleibe, den Du von mir hast.“

Das gemeinschaftliche Leben mit der Freundin hatte auch, abgesehen von der Freude und Qual des eigenen Herzens, seine Freuden und Leiden. Die Freuden boten Sophiens Kinder, denen Lenau ein guter Gefährte wurde. „Nenne mich ihnen oft,“ so schrieb er einmal kurz vor einer Reise, „es thut mir wohl, wenn sie, Deine Liebe spüren, an mich denken, wenn so unsere Liebe auch durch die Herzen Deiner Kinder geht.“ Die Leiden kamen durch Sophiens Mann. Denn es ist klar, daß dieser das Verhältniß seiner Frau zu dem Freunde, wenn er es auch in seiner ganzen Leidenschaftlichkeit nicht kannte, nicht gern sehen konnte. Mochte noch Lenau am Anfang des Verkehrs das Wort schreiben: „Max ist sehr gut und mich freut es innig und tröstet mich am besten, daß wir sein schönes Vertrauen nicht mißbraucht haben,“ so mußte er je länger desto mehr den Herrn des Hauses, den Gatten, als störendes Element betrachten. Er vertraute darauf, daß der Gatte sie, die beiden Helden der Liebestragödie, seiner Schuld zieh; aber „es wurmte ihn“, wie er einmal schrieb, „daß Du mir mehr bist, daß ich Dir mehr bin als er.“ Nicht immer scheint der Gatte diese Zurücksetzung ruhig ertragen zu haben. Kam es auch nie zu einem Bruche, nicht zu einer heftigen Auseinandersetzung, die dem Hausfreund das fernere Betreten des Hauses zur Unmöglichkeit gemacht hätte, so kann es an hingeworfenen Aeußerungen, an verletzenden Mienen nicht gefehlt haben, die den empfindlichen Dichter schwer kränkten und ihm den Ausruf erpreßten: „Ich bin von Haus aus so gemacht, daß ich mir keine Geringschätzung gefallen lasse; in meiner jetzigen Lage wird mir eine solche doppelt unerträglich; denn es überichleicht mich dabei jedes Mal das Gefühl, als erlaube man sich dergleichen gegen mich, weil man sich einer gewissen toleranten Schonung gegen mich bewußt ist.“

Solchen quälenden Empfindungen, welche durch die Anwesenheit eines Dritten hervorgerufen zu sein schienen,

glaube der Liebende zu entgehen, wenn er fern von der Geliebten weilte. Aber die Entfernung vermehrte die Qual, statt sie zu lindern. Die Reisen, welche der Dichter zu seinem Verleger und zu litterarischen Genossen, oder diejenigen, welche Frau Sophie nach Badeorten, zur Stärkung ihrer Gesundheit unternahm, waren für den Dichter Quellen des Schmerzes. Denn nun fehlte ihm, was ihm alle Quälereien erträglich machte, ihre belebende Gegenwart, ihr Gespräch, ihr Lächeln, der Blick ihres schönen Auges. Statt Genuß ward ihm Schmerz durch Alles bereitet, was er vereint mit ihr zu kosten pflegte, die schöne Natur, die Musik, ja selbst, wie er einmal wehklagt, „ich kann die Freundschaft nicht mehr recht pflegen, seit mich die Liebe hat“. Doch auch hier läßt sich Uebertreibung, ein gewisser Selbstbetrug, leicht nachweisen. Gerade die Briefe aus der Ferne bezeugen, wie ihn, den musikalischen Schwärmer, Musik beseligte oder in seinem Dahinbrüten bestärkte, wie er dem Bemühen der Freunde, ihn zu trösten, nachgab, wie er in der Natur Erholung fand.

Den stärksten Halt fand der Dichter in seiner litterarischen Thätigkeit. Von dieser reden freilich mehr die offenen Briefe an die Freundin; die geheimen deuten die Beziehungen dieser schriftstellerischen geistigen Arbeit zu der Geliebten an. Nur gelegentlich ist von früheren Dichtern, z. B. Klopstock, von gleichzeitigen: Schwab, Bauernfeld, von Philosophen wie Baader die Rede. Seine Briefe und Schriften gewinnen ihm erst dadurch Wichtigkeit, daß die Freundin dieselben sieht und billigt. Ihr möchte er jeden Brief zeigen, nicht aus Eitelkeit, sondern „als Aeußerung des großen, mein ganzes Leben bewegenden Wunsches, mich Dir ganz hinzugeben“. Und ähnlich es ist mit seiner Lektüre. Nicht etwa, daß er ihr Alles, was er in die Hand bekommt, zugänglich machen will, aber „ein Kriterium, ob ein Buch von den ganz echten und guten sei oder nicht, ist mir mein Gefühl, ob es mich drängt, dieses Buch Dir zu bringen oder nicht“. Ihr Urtheil ist ihm nicht bloß für die Werke Anderer maßgebend, sondern auch für seine eigenen. Sein Savonarola, an dem er gerade damals arbeitete und dessen antikatholische, wenigstens dem herrschenden Kirchenthume entgegengesetzte Stimmung er entschieden betonte, verdankte ihr seine Entstehung. Er schreibt einmal: „Ich habe dies manchmal gesagt und werde dies noch manchmal wiederholen, daß Deine Liebe versöhnend und wahrhaft rettend auf mich gewirkt. Gleich in der ersten Zeit unseres Bundes war der Gedanke, mich zu heilen von meinen trostlos nächtlichen Grübeleien, der herrschende in Deiner Seele und er hat Dich zu einem Liebe begeistert. Diesem Liede verdanke ich meinen Savonarola. Wer weiß, ob und wie spät mir das Licht gekommen wäre ohne Dich. Nun aber hab' ich Dich gefunden. Ich erkannte und erfuhrte an Dir den vollen Zauber, das Schöne, Unerseßliche, Alleinbesiegende der Persönlichkeit, die starren und herzlosen Naturkräfte und Naturgesetze konnten unmöglich ein Wesen zu Stande bringen wie Du bist. Du bist ein Lieblingsgeschöpf eines persönlichen liebenden Gottes; das drang mir tief und fest ins Herz in mancher schönen Stunde, die ich mit Dir leben durfte. Das, meine Sophie! ist der feste und geweihte Boden, auf dem unjere Liebe steht, aufrecht und immer!“

Gerade diese Stelle ist geeignet, die geistige Art der Frau, den Einfluß, den sie auf den Dichter übte, die Stellung, die sie in seinem Denken und Dichten einnahm, darzulegen. Es kann, wenn diese Briefe und Tagebücher nicht lügen, nicht bloß ein Liebesverhältniß im vulgären Sinne des Wortes gewesen sein. Nehlen auch die liebkoßenden Ausdrücke, Ausrufe banger Erwartung, Augenblicksempfindungen, Aeußerungen unberechtigten Unmuths nicht, so wird, nach dem Zeugnisse dieser Aufzeichnungen, das Zusammenleben, gerade weil es ein geistiges war, erhoben und verklärt durch den Hinblick auf das Bleibende und Ewige. Es ist kein Getändel und kein Liebesgeflüster, obgleich die Liebenden jung genug zu solchem Spiele waren, sondern ein ernstes Ansprechen eines starken, tieftraurigen Gefühls. „Mein Leben ohne Dich ist ein fortwährendes stilles Bluten meines Herzens.“ So schreibt Lenau in seiner Vereinsamung ein-

mal. Und dann: „Nur Du bist mir unerseßlich durch die schöne Natur, durch den Verkehr mit großen Geistern wie Plato, den ich fleißig lese, ja selbst durch die beglücktesten Stunden meines Künstlerlebens. Denn Du bist mir die wunderbare Vereinigung alles dessen und die lebendige Fülle alles Wahren und Schönen, das mich warm und unmittelbar anweht in Deiner Nähe.“

Er ist der Ansicht, für sie und durch sie allein zu leben, für sie, „die ihm der Herzpunkt der ganzen Welt ist“, er wünscht mit ihr zu sterben. Aber von diesen Erdenbetrachtungen, die, trotz aller Resignation, nicht ganz frei sind von irdischen Wünschen, wird er zu erhabenem Sinnem emporgetragen. Als er sich einst zu längerer Entfernung von ihr trennte, schrieb er die Worte nieder: „Ich habe in Deinem Umgang mehr Bürgschaft eines ewigen Lebens gefunden, als in allem Forschen und Betrachten der Welt. Wenn ich in einer glücklichen Stunde glaubte, jetzt sei das Höchste der Liebe erreicht und die Zeit zum Sterben gekommen, weil ja doch nichts Schöneres mehr nachfolgen könne: so war es jedesmal eine Täuschung und es folgte eine noch schönere Stunde, da ich Dich noch höher liebte. Diese immer neuen, immer tieferen Abgründe des Lebens verkürzen nur seine Ewigkeit.“

Der Freundin, welcher diese gedankenreichen, oft von schrankenloser Leidenschaft erfüllten, oft von schmerzlicher Resignation eingegebenen Aufzeichnungen gewidmet sind, waren auch zahlreiche schöne Gedichte zugeeignet, die lebhaft ausdrücken, was sie dem Freunde war. Mit volleren Tönen hat ein Dichter selten einem Weibe seinen Dank bezeugt, als Lenau seiner Freundin durch die Worte:

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich süßte, nachempfanben,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat Niemand mich wie Du verstanden.

Zugleich beklagte er tief, daß dieser engen geistigen Zusammengehörigkeit kein wirkliches Miteinanderleben entsprach, gab seiner Sehnsucht Ausdruck, die Geliebte zu besitzen und zugleich seiner Hoffnungslosigkeit diesem Wunsche gegenüber:

Ich wärist Du mein, es wär ein schönes Leben!
So aber ist's Entfagen nur und Trauern,
Nur ein verlorneß Grollen und Bedauern,
Ich kann es meinem Schicksal nicht verzeihen.

Trotz des Schmerzes jedoch, der ihn durchwühlte, wollte er von dieser Liebe nicht lassen. Sie dünkte ihm ein nie erdendes Gefühl, unirdisch, unvergänglich wie das Ewige, dessen Abglanz sie war:

Hat mich vielleicht in Deinen Zaubermienen
Der Widerschein der Sonne nur geblendet?
Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet,
Doch besser wär's, mir hätt' er nicht geschienen.

Es ist sehr bedauerlich, daß von der Frau, an welche alle diese Aufzeichnungen, Briefe und Gedichte gerichtet sind, kein Schriftstück erhalten ist. Die oben erwähnten an Emilie Reinbeck gerichteten Briefe können für diesen Mangel nicht entschädigen. Sie sind ein lauter Schrei eines gequälten Herzens, ängstliche Fragen, rührende Zeugnisse stets erneuter Sorge. Sie möchte jedes Wort wissen, das der Kranke gesprochen hat, jedes Mittel, das für ihn angewendet wird; an einem Heineschen Gedichte, dem letzten, an dem er sich erfreute, möchte auch sie sich erquickern. Mag man auch das Wesen einer Frau aus den Briefen, welche sie erhält, errathen können; am besten stellt sie sich doch dar durch ihr eigenes Wort. Aber nur eine kurze Vorbemerkung von der Sammlung ist erhalten, deren Herausgabe sie selbst plante. Bescheiden spricht sie nicht von sich, sondern gesteht nur, daß sie sich nicht berechtigt fühle, ihr Eigenthum dem Volke vorzuhalten. „Möge dieses große Lieben“, so schließt sie, „und dieses große Leiden seine Stätte finden bei Mitleidenden, möge kein Fuß mit rauher Sohle sein zu früh geschlossenes Grab treten und keine Hand der vermoderten Hand des Dichters etwas anderes nachwerfen als ein Blumenblatt.“

Ludwig Geiger.

Israel-Judas' Eintritt in die Geschichte.*)

Wenn wir nach dem Beginn der wirklichen Geschichte Israels fragen, so hat dies wesentlich nicht einen chronologischen Sinn, als handelte es sich bloß um das erste feste Datum, nach welchem dann noch andere berechnet werden können; sondern wir entscheiden die Frage: „wann tritt ein Volk in die Geschichte ein?“ nicht nach dem was wir von einem Volke wissen, sondern nach der Weise und Form, wie das Volk sich selbst weiß. Dieses wird nicht für uns, sondern für sich selbst geschichtlich, d. h. es erlangt in irgend einem Zeitalter ein geschichtliches Bewußtsein, welches es vorher noch nicht hatte, wieviel wir auch möglicherweise von ihm durch andere Kulturvölker erfahren. Allerdings aber liegt es in der Natur der Sache, daß ein Volk mit geschichtlichem Bewußtsein, da hierzu ein gewisses Maß von Kultur und Civilisation gehört, uns durch eigene historische Aufzeichnungen über seine Schicksale und Thaten belehrt. Die mündliche Ueberlieferung, welcher bis zu dieser Periode geistigen Erwachens alles Wissen anvertraut worden ist, muß als höchst unzuverlässige Quelle der Geschichte gelten, weil der Geist, welcher sich schriftlich zu befestigen noch nicht das Bedürfnis und kaum die Fähigkeit hat, auch noch gar nicht vom Bewußtsein seiner Aufgabe und seiner Stellung unter den Völkern durchdrungen ist.

Wann also gewann Israel geschichtliches Selbstbewußtsein? und, empirischer ausgedrückt, seit wann hat es historische Aufzeichnungen gemacht?

Die erstere, die wesentlichere Form der Frage läßt vielleicht eine mehrfache Antwort zu, je nach dem gewählten Standpunkt. Ich würde es z. B. begreifen, wenn Jemand behauptete (obwohl er gar nicht leugnete, daß die Deutschen schon seit Karl dem Großen ein geschichtliches Bewußtsein haben), daß letzteres dennoch erst im 15. und 16. Jahrhundert sich bestimmter festgesetzt habe. Vielleicht finden wir Ähnliches in der Geschichte der Israeliten. Ich will sogleich hier aussprechen, daß der Beginn der Geschichte dieses Volkes zeitlich nicht zusammenfällt mit dem Ursprung des Monotheismus, in welchem seine weltgeschichtliche Bedeutung liegt.

Ein für allemal aber sei hier bemerkt (was hervorzuheben auch heute noch keineswegs überflüssig ist), daß, wie erstaunlich auch so manche Erscheinung in der Geschichte Israel-Judas sein mag, hier so wenig, wie irgendwo in der Geschichte der Menschheit, sich ein besonderes Wunder vollzogen hat. Wenn auch die Entwicklung jedes Volkes seine Eigentümlichkeit hat, und die Israel-Judas wahrlich nicht zum wenigsten, so sind es doch allemal dieselben allgemeinen historischen Gesetze, welche zum Begreifen jeder Volksgeschichte und also auch der Geschichte Israel-Judas heranzuziehen sind. Will Jemand über Freiheit und Telos kantisch denken, so werde ich nichts dagegen haben; hier aber bleiben wir auf dem Boden kauzalcr Betrachtung, wo es nichts anderes gibt als eine unabgerissene Kette von Erscheinungen, die sich als Ursache und Wirkung und als Wechselwirkung ergeben.

Blicken wir hiernach auf die historischen Bücher des Alten Testaments, so zeigt sich in auffallendster Weise, wie bis auf Salomo in den Zeitangaben die runde Zahl vierzig (oder ein Facit daraus) herrscht. Auf das Buch der Richter kann eine Chronologie gar nicht gegründet werden (Nöldeke, Untersuchungen zur Kritik des Alten Testaments S. 173 ff.). Aber auch nicht auf die Bücher Samuel. Der Priester Eli

*) Die Geschichte des Volkes Israel von Stade und von Renan ist im 5. Jahrg. dieser Zeitschr. Nr. 11, im 6. Nr. 28, 39 von Herrn Dr. Schwab in aller Kürze und doch gründlich charakterisirt worden. Ein genaueres Eingehen ist nur in Monographien möglich, von denen wir hier eine erste bieten. Die zweite „über den Ursprung des Monotheismus“ wird folgen.

(1. Sam. 4, 18) soll vierzig Jahre regiert haben; von Samuel heißt es (das. 7, 15), er habe „alle Tage seines Lebens regiert“; selbst in welchem Lebensjahre er gestorben ist, wird nicht angegeben (das. 25, 1; 28, 3). Ebenso wenig erfahren wir über Sauls Lebens- und Regierungsdauer. Sein jüngster Sohn, der nach ihm König ward, soll bei seinem Regierungsantritt vierzig Jahre alt gewesen sein (2. Sam. 2, 10). Sowohl David, wie auch endlich Salomo sollen beide vierzig Jahre regiert haben. Dagegen hat von allen folgenden Königen des nun getheilten Reiches nur der jüdische König Joas vierzig Jahre regiert (2. Kön. 12, 1), die meisten erfreuten sich nur einer kürzeren, sehr wenige einer längeren Dauer. Den Tempel soll Salomo 480 Jahre nach dem Auszug aus Aegypten gebaut haben, d. h. 40 × 12. Der Verfasser des Buches Ruth aber kann vom Auszuge aus Aegypten bis auf David, diesen eingeschlossen, nur sechs Generationen aufführen, 6 × 40 = 240.

Schon hiernach läßt sich annehmen, daß erst mit der Theilung des Reiches eine feste Zeitrechnung, eine geordnete Geschichtsschreibung und somit auch ein historisches Bewußtsein in Israel-Juda entstanden war. Es kommt aber hinzu, daß seitdem auch für die Königs Geschichte in beiden Staaten eine Quelle genannt wird, welche zuverlässig gewesen sein muß, so daß wir nur bedauern können, daß der Verfasser der Bücher der Könige nicht weitere Auszüge aus dieser Quelle, den oft von ihm genannten Reichsannalen, gegeben hat. Woher die Verwirrung der Zahlen an einigen Punkten der Bücher der Könige stamme, mag schwer zu entscheiden sein: die erste Quelle wird davon nicht berührt. Ob aber auch die Geschichte Salomos in zuverlässiger Fassung vorlag, könnte schon bezweifelt werden (1. Kön. 11, 41). Hingegen auf die Angabe (1. Chron. 29, 29), daß Samuel, Nathan und Gad die Geschichte Davids geschrieben hätten, ist gar nichts zu geben.*)

So wird nun auch sogleich eine historische Thatsache, die sich unter Rehabeam zugetragen, 1. Kön. 14, 25 f. kurz aber derartig berichtet, daß nicht der geringste Zweifel an der Richtigkeit derselben erwachen könnte, auch wenn sie nicht durch ein ägyptisches Denkmal bestätigt würde. Wir haben hier nicht bloß schlechtthin eine doppelt beglaubigte Thatsache; sondern dieselbe ist die erste durch fremde Quelle bestätigte**), wie auch die erste der einheimischen Quelle. Das Buch der Könige sagt (a. a. D.), Schischaq (richtiger wohl Sosaq, was auf sasag zurückgeht), Sejonchis, König von Aegypten, sei im fünften Regierungsjahre Rehabeams mit großer Heeresmacht gegen Judaa gezogen und habe Jerusalem erobert und geplündert. Diese Angabe wird erweitert und also unterstützt durch die Chronik, welche, wie auch an anderen Stellen klar wird, noch ältere Quellen hatte, als welche uns vorliegen. 2. Chr. 12, 4. 9 heißt es, Schischaq habe die Festungen Judas erobert und sei nach Jerusalem gekommen und habe dasselbe geplündert, wobei an die Angabe (das. 11, 5—10) zu denken ist, daß Rehabeam fünfzehn Städte, die dort aufgeführt werden, besetzt und mit Proviant versehen habe. — Nun enthält eine ägyptische Tempelmauer zu Karnak (Theben)***) eine Denktafel jenes

*) Ueber den durchaus sagenhaften Charakter der Gestalt Samuels, so wie der Verbindung Sauls und Davids, wie überhaupt über die Sagen in Davids Geschichte, aber auch Davids wirkliche historische Bedeutung, habe ich mich in einer Programmarbeit ausgelassen. (Bericht der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums 1891.) Hier sei nur hinzugefügt, daß die Erzählung von dem Streite der beiden Frauen um ein Kind und Salomos weiser Entscheidung wahrscheinlich eine über den Orient verbreitete Novelle war, die auch nach China gebrungen ist. Wo dieselbe entstanden ist, dürfte sich schwerlich ausmachen lassen. — Indessen wird festzuhalten sein, daß unter Salomos Regierung Israel-Juda einen Grad der Kultur erreicht habe, den das Volk bis zum Exil nicht überschritten haben wird. Diese Bedeutung hat die Sage von Salomos Weisheit.

**) Keine in der Bibel erzählte Thatsache, die sich vor Salomos Zeit begeben haben soll, wird durch die ägyptischen Denkmäler bestätigt. Diese erzählen weder von Josef noch von Mose; und was sie von den Hebräern berichten, bezieht sich auf irgend welche, uns unbekannt, semitische Nomadenstämme. Daß die Bibel bei Gelegenheit Josefs und Moses eine so genaue Kenntniß ägyptischer Verhältnisse zeigt, beweist nur einen vielfachen Verkehr zwischen Aegypten und Israel-Juda.

***) Vergl. Stade I. S. 353, Renan II. p. 190.

Kriegszuges des Seseng I.*), auf der eine Liste von etwa 140 überwundenen Städten und Landschaften verzeichnet ist. (Brugsch, Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler, Bb. II. S. 56). Dieses Denkmal ward bei seiner Entdeckung so verstanden, als handle es sich um einen großen Siegeszug bis hinauf nach dem Norden Palästinas; und da die Namen der Städte unter Bildern von Männern mit auf dem Rücken zusammengebundenen Armen stehen, so hat man geglaubt, unter diesen Bildnissen auch das des Königs Rehabeam zu sehen mit der Unterschrift: Judmalk, Königreich Juda oder König von Juda. Nun ist Jud unverkennbar Juda; und wer auch nur wenig hebräisch versteht, weiß, daß malk der Stamm des Wortes für König ist. — Hätte aber jemals ein Schelm der fliegenden Blätter den gelehrten Orientalisten einen Streich spielen wollen, er hätte es nicht schlauer anfangen können, dieselben in Verlegenheit zu bringen, als durch diese kurze Inschrift geschehen ist; denn obwohl jedes der beiden Wörter an sich ganz bekannt ist und keinem Zweifel unterliegt, so konnte man sich doch bald nicht verhehlen, daß trotzdem jene Unterschrift nicht so, wie geschehen, übersetzt werden könne, weil weder nach hebräischer noch nach ägyptischer Grammatik der Genitiv vor dem regierenden Substantiv stehen kann. Ferner aber könnte malk wohl König aber nicht Königreich bedeuten. Die Uebersetzung „König von Juda“ wäre aber schon darum kaum zulässig (abgesehen von der grammatikalischen Unmöglichkeit), weil hier überhaupt nur Städtenamen gegeben werden, aber keine Personentitel.

Ueberhaupt aber hat (Zeitschr. der deutschen morgenl. Ges. XV. 1861 S. 233—260) Blau in einer geistreichen (im besten Sinne des Wortes) Weise den Nachweis geliefert, daß die Anordnung der Städtenamen eine strategische ist, und daß wir aus derselben die Reihenfolge der Operationen des ägyptischen Heeres erkennen können; daß sich aber hierbei zugleich ergibt, wie der Zug nicht über Judäa hinausgegangen war, und daß Jerusalem das Ziel gebildet hatte. In dem verstümmelten letzten Namenring sieht man Jura . . ., wo möglicherweise eben Jerusalem genannt gewesen sein kann.

Wenn nun Blau (auch mit Rücksicht auf das in seinen Ursachen dem Historiker wohl bekannte feindliche Verhältnis Ägyptens zu Juda, aber das völlig freundliche zu Israel) ganz recht hat mit seiner Ansicht, daß es sich nur um einen Zug gegen Judäa handelte, der mit der Eroberung Jerusalems abschloß, das Reich Israel aber ganz unberührt ließ: so haben wir hier einen prächtigen Beleg für die orientalische Ruhmredigkeit. Wäre etwa von Josua ein Denkmal im ägyptischen Stil errichtet worden, auf dem ihm ein Goti 31 gefesselte Könige vorgeführt hätte (wie sie Jos. 12, 9—24 verzeichnet sind), so würden diese Könige uns als echte Reguli erschienen sein. Hier aber werden etwa 140 Siege aufgeführt, die allein in Judäa, also in einem Viertel etwa des israelitisch-jüdischen Gesamtgebietes, erfochten waren! Das war freilich nur möglich, wenn die Ägypter jeden „strategisch wichtigen (!) Punkt, wie Brunnen, Hügel und Höhlen besonders zu verzeichnen für Pflicht hielten“.

Doch hat der eben erwähnte Städtenamen Judmalk (der Vokal u ist geschrieben, a dagegen nicht) insofern ein besonderes Interesse, als er uns so gleich Verhältnisse vorträgt, an die wir in der Geschichte Israel-Judas noch nicht gewöhnt sind. Es war, soweit wir wissen, nicht Sitte in Israel, Städtenamen zu bilden, die als zweites Glied der Zusammensetzung das Wort malk hätten. Wir kennen allerdings aus neuer und aus alter Zeit einen Ort Jehud, Jos. 19, 45, der auch in der Gegend liegt, in welcher Judmalk nach Blaus Konstruktion liegen muß; aber dies ist eben nur der erste Theil des zusammengesetzten Namens dieser Stadt. Man muß also annehmen, daß das zweite Glied abgefallen sei, wie auch Brugsch und Blau dies thun. Daß aber malk in der That doch so gebraucht werden kann, beweist der

einzig Fall dieser Art, der mir bekannt ist: allamalk (Jos. 19, 26), das man vermuthungsweise mit „Eiche des Königs“ übersetzt.

Weniger wichtig scheint mir, daß wir nicht wissen, wohin in dem obigen Namen das mittlere h zu ziehen ist, ob zum ersten oder zweiten Gliede.

Nicht nur Städtenamen auf malk kommen nicht vor, sondern auch Personennamen nicht, als eben nur ganz ausnahmsweise Elimalk (Ruth 1, 2), während bei anderen semitischen Völkern solche Bildungen häufig waren. Daß aber diese ehemals auch in Israel-Juda, ganz wie bei den heidnischen Semiten, üblich waren, davon geben die Uebersetzungen genügendes Zeugniß; und bei der Methode loser Zusammensetzung, die in solchen Eigennamen herrscht, ist es leicht begreiflich, wie dieselben in späterer, monotheistischer Zeit, durch Vertauschung des alten heidnischen Gottes mit Jahwe oder dem allgemeineren Worte el, Gott, umgestaltet werden konnten. Wie leicht wird ein Apollodor zu einem Theodor gemacht! und in solcher Weise sind die meisten semitischen Namen gebildet. So enthalten die heidnisch-semitischen Namen eine ganze Mythologie, und die hebräischen eine ganze Glaubenslehre von den Eigenschaften und Wirksamkeiten Jahwe's, welche aber ursprünglich von ganz anderen Göttern galten.

So gab es also auch einen alten Gottesnamen Jehud, nach welchem sich der Stamm Juda benannte. Wie dieser Stamm, der als der mächtigste der zwölf Stämme Israels aufgeführt wird, aus mehreren, nicht einmal bloß israelitischen, Elementen zusammengesetzt war, hat Wellhausen unzweifelhaft gezeigt, und ich will nur anführen, daß die Gen. c. 38 dies klar genug andeutet, indem sie erzählt, daß Juda eine Kanaaniterin zum Weibe genommen und sich mit einem Kanaaniter verbündet habe. Dort freilich wird nicht gesagt, daß Juda zu Israel hinzugekommen sei, sondern daß er sich von seinen Brüdern getrennt habe. An diesem Falle kann man deutlich sehen, wie der spätere Erzähler, da er die früheren Verhältnisse gar nicht mehr kannte und nicht begriff, die überlieferte Thatsache seiner Ansicht gemäß ganz unwillkürlich umgestalten mußte.

Der Gott Jehud kommt in nicht wenigen Namen vor. Bei Namen von Lokalitäten muß vor dem Gottesnamen das Wort „Haus, Wohnnung“ hinzugebracht werden. Der Ort wird als Verehrungsstätte dieses Gottes bezeichnet. So der Ort Jehud. Ich nenne noch zwei Personennamen: äbi-hud mein Vater ist Jehud oder besser wohl: „Vater-Jehud“; hodawja, „Jehud ist Jahwe.“ Auch eine Frau wird genannt Jehudit, d. i. Judit, die Gattin Esaus, welche eine Hittäerin war (Gen. 26, 34). Das große Volk der Hittäer, das uns jetzt durch die Ausgrabungen in Klein-Asien so nahe geführt ist, verehrte also unter anderen Göttern auch denselben Gott Jehud.

Wenn wir nun durch das ägyptische Denkmal einen Ort Jehud-Malk kennen lernen, so heißt dies: Haus des Jehud-Malk, wobei Malk nicht einen irdischen König bedeutet, sondern den Gott-König, den Moloch, den phöniciischen Melgart, den auch Hannibal angebetet hat. Ob dem jüdischen Moloch ebenfalls durch Kinder-Opfer gedient ward, wie dem moabitischen, ist zweifelhaft. Auch der oben genannte Ort allamalk ist nicht Eiche des Königs, sondern des Baal-Moloch. Denn der Gott Jehud heißt auch Ba'al, und er ist eben auch nur eine besondere Gestalt, ein Epitheton, des allgemeinen kanaanitischen Baal-Gottes. So wird 2. Sam. 6, 2 ein Ort Ba'al-Jehuda genannt, auch kurz ba'ala, welcher Name später geändert ward (Jos. 15, 9. 1. Sam. 7, 1).

So blicken wir also beim ersten dokumentirten Datum der Geschichte Israel-Judas noch in ein ausgeprägtes heidnisches Leben. Oder sind jene Ortsnamen, welche uns an Götzen erinnern, nur bedeutungslose Ueberbleibsel aus alter Zeit? War der Tempel Salomo's nicht dem Gott gewidmet, den Jesaja dreimal-heilig nennt? Davon ein anderes Mal.

H. Steinthal.

*) Die Vokale sind nicht geschrieben; ich vermute ein langes und ein kurzes a.

Hoffmann von Fallersleben.

Hoffmann von Fallersleben ist während seines Lebens und in dem ersten Jahrzehnt nach seinem Tode, wo die Erinnerung an seine Persönlichkeit noch frisch und ungetrübt war, sehr verschieden beurtheilt worden. Hoben die einen Beurtheiler die Lebendigkeit und Frische seines Wesens, den Reichthum seines Wissens, die Fähigkeit, seinen Geist jeder Anregung offen zu halten, hervor, so blieben die Blicke anderer Zeitgenossen mehr auf den Schattenseiten seiner Natur haften. Diesen Männern erschien er als zu wenig würdig und gefest; sie konnten es ihm nicht verzeihen, daß Manches in seinem Auftreten sich studentisch ungezwungen ausnahm. Auch war so gar nichts Künstliches an ihm. Daß er als Professor kleine, scheinbar wenig gehaltreiche Lieder sang, mochte man ihm allenfalls noch hingehen lassen; aber die Art, in der er in dem politischen Kampfe durch seine „unpolitischen Lieder“ Stellung nahm, erschien doch gar zu wenig geübt und würdevoll. Nun kann man freilich dem entgegen halten, daß hinter der scheinbar scherzhaften Seite seiner politischen Polemik ein bitterer Ernst sich verbarg, und daß er durch sein Auftreten als Politiker mindestens ebenso viel Muth bewies als Mancher, der sich als Freiheitskämpfer ein großes Ansehen zu geben wußte. Aber gleichviel — diese Eigenthümlichkeiten seines Wesens trugen ihm die heimliche oder offene Abneigung mancher Zeitgenossen ein, so z. B. Gervinus' und Dahlmann's, deren Naturen freilich der Hoffmann's entschieden entgegengekehrt waren, ja selbst die Brüder Grimm brachen mit ihm auf Grund eines Vorfalls, bei dem man Hoffmann gewiß keine allzu große Schuld zuschreiben kann; und nur Jakob war gegen Ende seines Lebens zu einer Versöhnung zu bewegen. Auch noch in neuester Zeit hat man Hoffmann als Persönlichkeit ungünstig beurtheilt und ihm namentlich aus gelehrten Kreisen „Bummelhastigkeit“ vorgeworfen. Wer indessen unbefangene die Natur Hoffmann's, wie wir sie aus Zeugnissen der Mitlebenden kennen lernen, betrachtet, der kann unmöglich in dieses Verdammungsurtheil einstimmen. Im Gegentheil! Mögen immerhin Manchen die burlesken Züge, die naive Fröhlichkeit Hoffmann's unangenehm berührt haben, der Dichter und der Gelehrte in ihm haben entschieden dadurch gewonnen. Inwiefern das bei dem Dichter der Fall war, kann man bei seinen heiteren Gedichten fast auf jeder Seite erkennen; aber auch seine Liebe zum Volkslied und die Sorgfalt, mit der er dasselbe behandelte, sind auf diese Art seiner Natur zurückzuführen; das Frische, Ungebundene, von keiner steifen Regel eines falschen Zwanges Eingeengte was ihm aus der Lyrik des Volkes entgegenklang, die derb-munteren Töne, die dort angeschlagen wurden, trafen auf eine verwandte Seite seiner eigenen Persönlichkeit und so wird der, dem diese Studien am Herzen liegen, gewiß die studentische Ungezwungenheit in Hoffmann's Wesen nicht mit der gränlichen Wiene des Philisters beurtheilen, zumal wir ihr zum Theil so muster-gültige Leistungen wie die schlesischen Volkslieder und die deutlichen Gesellschaftslieder verdanken, um kleinerer, aber nichtsdestoweniger werthvoller Arbeiten ganz zu geschweigen. Einen sichereren Wegweiser zur Erkenntniß der Natur Hoffmann's als die durch Vorurtheile getriebenen Aeußerungen von Zeitgenossen und Nachlebenden bilden Hoffmann's eigene Aufzeichnungen, so das etwas umfangreiche und breit angelegte Werk: Mein Leben (sechs Bände; es reicht bis 1860. Die Ausführlichkeit des Werkes wurde von manchen Seiten getadelt, was Hoffmann mit folgenden Worten zurückwies: „Ruhig leg' ich jetzt mich nieder, Und es macht mir niemals bang, Sind zu kurz euch meine Lieder, Ist „Mein Leben“ euch zu lang“), mehr aber noch seine Gedichte. Diese lagen bis jetzt noch nicht in einer Gesammtausgabe vor; eine „Ausgabe letzter Hand“, wie sie Hoffmann in seinen letzten Lebensjahren plante, kam zum großen Schmerz des Dichters nicht zu Stande. Jetzt sind nun von einer sorgfältigen Ge-

sammtausgabe*) die ersten drei Bände erschienen; und die in ihnen gesammelten, zum Theil noch ungedruckten Gedichte ermöglichen es uns, ein ziemlich sicheres Bild der menschlichen und dichterischen Persönlichkeit Hoffmann's zu gewinnen.

Soll man die Grundstimmung in Hoffmann's Dichtung bezeichnen, so muß man sagen, daß es ein ruhrender Optimismus ist, der aus allen diesen Gedichten zu uns spricht. Beständig kehrt der Mahnruf wieder, die Freude am Leben nicht zu verlieren:

Du sollst nicht immer klagen,
Sollst Dir in trübsten Tagen
Die Frühlingssonne sein;
Du sollst an ihr erarmen,
Vergeßen all' Dein Harmen,
All' Deine Mühe, Sorg' und Pein.

Wo auch ein Auge weinet,
Stets eine Sonne scheint
Hinweg das Mißgeschick;
Die Hoffnung kommt gezogen
Und steht als Regenbogen
Gar schön vor unserm trüben Blick.

Diese hoffnungsfreudige Stimmung hat der Dichter sich zu erhalten gewußt. Natürlich hat es auch in seinem Leben nicht an Augenblicken gefehlt, in denen es den Anschein gewann, als ob diese Freudigkeit ihn verlassen wollte, und auch im Liede haben derartige Anwandlungen gelegentlich Ausdruck gefunden. Aber die sieges- und lebensfrohe Stimmung, die innere Gesundheit seiner Seele machen sich doch immer bald wieder geltend und verschuchen die trüben Wolken, welche ihm das Leben verdüstern wollten. Und so treffen wir denn auch in den Liedern, die Hoffmann's letzten Lebensjahre entstammen, immer wieder auf Aeußerungen, die davon Zeugniß ablegen, daß er diese optimistische Lebensanschauung bis in sein Alter sich zu bewahren gewußt hat. Sie klingt schön wieder in dem ein Jahr vor seinem Tode verfaßten Gedichtcyklus: „Aus dem Flachlande“; und nicht ohne Rührung kann man die Sinnigkeit betrachten, mit der der sechsundsiebzigjährige Greis die unerlöschlichen Freuden preist, die ihm Natur, Familie und Freunde. Erinnerung und Hoffnung gewähren. Bei dieser sein ganzes Leben beherrschenden Stimmung ist es kein Wunder, wenn auch die letzte dichterische Aeußerung Hoffmann's, die jetzt in dem ersten Bande abgedruckt ist, den gleichen freudigen Geist und dieselbe Heiterkeit der Seele athmet:

Glückauf, aus Finsterniß und Nacht
Und aus der Sorgen tiefem Schacht!
Glückauf aus allem Gram und Leid
Zum lichten Tag der Heiterkeit,
Daß sich das Herz der Sonn' erschließt
Und wie die Blum' in Freuden spricht
Und dankbar schaut den Himmel an,
Daß es noch lebt und froh sein kann.

Neben diesem einen Grundzug seines Wesens finden wir in den Gedichten überall Hoffmann's innige Liebe zum Vaterlande ausgeprägt. In einem seiner schönsten Gedichte (1861) sehen wir ihn an dem Hügel stehen, der das Liebste, was ihm Gott beschieden, seine Gemahlin, deckt. Nun ist ihm von den Gaben Gottes nur noch sein Lied, sein Kind und das Vaterland geblieben. Aber wenn auch sein Lied verhallt, wenn auch sein Kind ihn verläßt — eins wird ihm treu bleiben und ihn überleben: die Liebe zum Vaterlande.

*) Gesammelte Werke von Hoffmann von Fallersleben. Herausgegeben von Dr. Heinrich Gerstenberg. Berlin, F. Fontane 1890 u. 1891. Der Ausgabe liegen außer den in Betracht kommenden Ausgaben der Werke Hoffmann's auch seltene Einzelbrüche und der handschriftliche Nachlaß Hoffmann's zu Grunde. So war der Herausgeber in den Stand gesetzt, eine größere Reihe bisher noch gar nicht oder doch nur einem kleinen Leserkreise bekannter Gedichte Hoffmann's mitzutheilen, von denen Einiges in dem obenstehenden Aufsatz wiedergegeben ist. Die drei bis jetzt erschienenen Bände, aus denen im Wesentlichen das Material zu den vorliegenden Betrachtungen entnommen ist, sind sorgfältig revidirt und von der Verlagsbuchhandlung sauber und geschmackvoll ausgestattet.

Diese Liebe zum Vaterlande, die in so vielen im Munde des Volkes lebenden Liedern Hoffmann's ihren Ausdruck gefunden hat, äußert sich in diesen Selbstbekenntnissen mit der überzeugenden Kraft schlichter Wahrhaftigkeit. Daß ihm neben der Liebe zum Vaterland und zur Familie die Liebe zur Dichtkunst eingewurzelt sei, hat Hoffmann schon in dem oben erwähnten Gedichte gut charakterisiert: schön hat er in seinem Lied: „D tausend Dank auf's Neue“ darauf hingewiesen, welchen Werth die Dichtung in seinem Leben befehen, welche reinen Freuden sie ihm spendet und wie es ihn aufgerichtet hat, wenn er in schweren Lagen im Ausprechen durch das Lied Trost suchen konnte. Auch der berechtigte Dichtertolz kommt zum Ausdruck, so wenn er die Frage: „Leben Sie noch?“ mit welcher am Anjange des Krieges 1870 ein Bekannter des Dichters einen Brief an diesen begann, mit folgenden in der Gesamtausgabe zum ersten Male abgedruckten Versen beantwortete:

Ich lebe noch, und immer leben wieder
Fürs Vaterland in Freud' und Leid,
In Krieg und Frieden meines Herzens Lieder
Und meines Geistes Thätigkeit.

Nach euch wird freilich keine Seele fragen:
Daß ihr gelebt habt, wißt nur ihr,
Doch meine Lieder können stets euch sagen:
„Er lebt, sein Leben bleiben wir!“

Wenn wir noch einmal auf unsere oben angestellten Erwägungen über die Lebensanschauungen Hoffmann's zurückgreifen, so wäre zu dem dort Gesagten noch hinzuzufügen, daß aus seinen Gedichten Hoffmann uns auch als eine anspruchslose Natur entgegentritt. Diese Anspruchslosigkeit wird durch das dichterische Selbstgefühl, wie es uns aus den oben angeführten Worten entgegentritt, keineswegs aufgehoben: Bescheidenheit und ein gewisses Selbstgefühl, welches in dem richtigen Maße bei keiner kräftig entwickelten Natur, die im Stande ist etwas zu leisten, fehlen darf, sind vielmehr sehr wohl miteinander vereinbar. Die Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit in Hoffmann's Wesen, seine Fähigkeit, sich am Kleinen zu freuen und in das Kleine betrachtend sich zu versenken, sind aber auch für seine Dichtung nicht unfruchtbar geblieben: diesen Eigenschaften verdanken wir seine Kinderlieder. Hoffmann's Kinderlieder bilden fast den einzigen gelungenen Versuch, den Gedanken- und Interessenkreis, den das Kinderleben umfaßt, nach allen Seiten hin zu erfassen und darzustellen. Eine solche Aufgabe ist schwieriger als es vielleicht den Anschein hat, denn nur zu leicht verfällt man dabei in jene falsche Naivität, die alles Andere, nur nicht kindlich ist. Hoffmann ist es geglückt, diese Gefahr glücklich zu überwinden, sich dem kindlichen Anschauungs- und Denkvermögen überall vortrefflich anzupassen und auch die Ausdrucksweise des Kindes in der Sprache nachzuahmen. Der Kreis der Gegenstände, innerhalb dessen sich eine solche Dichtung bewegen kann, ist gewiß nicht weit, das Verhältnis des Kindes zu den Spielgenossen und zur Natur, namentlich zu den Thieren und seine Vorstellungen von diesen, die altgewohnten Spiele und die Spiele, die ihm aus naiver Nachahmung des Treibens der Erwachsenen entstehen, sein Verhältnis zu seiner Umgebung und die kleinen Leiden und Freuden, die sich daraus ergeben — das Material ist scheinbar bald erschöpft, und doch hat Hoffmann trotz häufiger Wiederkehr der gleichen oder ähnlichen Motive Eintönigkeit zu vermeiden und einem jeden der zahlreichen Lieder ursprüngliche Frische zu verleihen gewußt. Die Grundstimmung der Lieder ist die Freundlichkeit, und die Mahnung, sich des Lebens zu freuen, wird auch hier immer wieder ausgesprochen, auch in den Liedern, die dem Alter des Dichters ihre Entstehung verdanken, so in dem in dieser Ausgabe zum ersten Male veröffentlichten, dem letzten Lebensjahre Hoffmann's entstammenden Morgenlied, das freilich nicht zu seinen besten Schöpfungen gehört:

Die dunkle Nacht sie ist verschwunden,
Verschwunden ist das lange Leid:
Es mahnen euch die heilern Stunden,
Daß ihr wie sie auch heiter seid.
Bei diesem schönen Sonnenschein,
Wer da nicht möchte fröhlich sein.

Seh' ich, wie sich die Vögel schwingen
Mit Sang empor zum Himmelzelt,
Dann mücht' ich auch mit ihnen jagen
Und grüßen rings die liebe Welt.
Bei diesem schönen Sonnenschein,
Wer mücht' da nicht fröhlich sein.

O freut euch des, was Gott verliehen,
Vergeßt das Gut im Leben nie.
Und wenn die hellern Stunden fliehen,
So denkt, unjer waren sie!
Drum laßt beim schönen Sonnenschein
Uns heut' und immer fröhlich sein.

Daß Hoffmann sich bei seinen Kinderliedern im Ton und Ausdruck so selten vergriff, wird er zum Theil auch dem Studium der volkstümlichen Kinderlieder und Reime zu verdanken haben. Auch sonst hat er in diesen Gedichten einzelne Stücke älteren Volksliedern nachgebildet; „der Kampf des Winters und des Sommers“ ist einer der ältesten Stoffe der germanischen Poesie und liegt uns auch in einem trefflichen Volksliede des sechzehnten Jahrhunderts vor; die Gedichte: „Guten Kindern geht es gut“, „Hänselein“, „Spaß und Raue“ lehnen sich in der Gründung des Ganzen oder des Einzelnen und im Ausdruck an ältere deutsche Volkslieder an; auch ältere Räthsel werden benutzt und häufig liegen auch sonst Erfindungen der älteren volkstümlichen lyrischen Dichtung zu Grunde. Ebenso werden ältere vielbehandelte Anekdoten verarbeitet, so z. B. in dem Gedicht: der große Hund die Erzählung von der Brücke, die dem Lügner ein Bein bricht; hier war freilich Gellert nicht mehr zu übertreffen.

Noch in höherem Maße zeigt sich der Einfluß des deutschen Volksliedes in den Gedichten, die unter dem Titel: Volksleben in dem dritten Bande der Gesamtausgabe zusammengestellt sind. Es ist eine Freude zu sehen, wie in den Trinkliedern, den Gedichten, welche aus dem Studenten-, Jäger-, Soldaten- und Bauerleben entnommen sind, die Motive des deutschen Volksliedes wieder lebendig geworden sind, ohne daß man irgendwo von äußerlicher Nachahmung sprechen könnte; auch wo er im Liede an Zustände der Vergangenheit anknüpft, wie bei den Liedern der Landsknechte, haben wir nichts Totes und Angelerntes, sondern die Züge des unmittelbaren Erlebten und frisch aus dem Leben Geprägten.

Es ist eine durchaus erfreuliche Persönlichkeit, die aus allen diesen Gedichten zu uns spricht, eine Persönlichkeit, von der recht zahlreiche Zeitgenossen für die Führung und Anschauung des Lebens sehr viel lernen könnten. Deshalb und um des absoluten Werthes eines großen Theiles der hier gesammelten Dichtungen ist der Gesamtausgabe, die hoffentlich bald vollendet vorliegt, eine möglichst große Verbreitung und ein weiter Leserkreis zu wünschen.

G. Ellinger.

Briefkasten der Redaktion.

J. Charlottenburg. Proj. Eueß ist Geologe und Mitglied des Reichsrathes.